



Dettweilers Familie im alten Bauernhaus



Dettweilers Geräteschuppen mit Mähdrescher. Bald kommt ein neuer.



Wintersheim, Deutschland: Axel Dettweiler vor Wintergetreide

Fotos Wolfgang Eilmes

Das Jahr hat gerade begonnen, schon leben sieben Millionen Menschen mehr auf der Erde. Am Ende dieses Jahres werden sich 7,6 Milliarden den Planeten teilen, das sind 1,1 Prozent oder 83 Millionen zusätzliche Menschen. Die meisten leben in Asien und Afrika. Sind sie einmal erwachsen, werden sie unter neun Milliarden sein. Sie werden Reis, Mais und Brot essen und immer mehr Fleisch. Ein wachsender Anteil lebt in Städten – weit mehr als jeder Zweite –, ein immer geringerer auf dem Land, wo der Mais wächst.

Wer versorgt sie? Und zu welchem Preis? Zwanzig Cent kostet derzeit ein Kolben Zuckermais im Norden von Sambia. Äße ein Sambier drei davon am Tag, dann kostete ihn diese eintönige Ernährung schon knapp ein Fünftel des durchschnittlichen Jahreseinkommens. An dieser Zahl sieht man, dass es für Hunderte Millionen Menschen lebenswichtig ist, dass genug Getreide wächst und der Preis nicht steigt.

Wachsen muss er etwa hier: Nordprovinz von Sambia, zehnter Breitengrad, südliche Erdhalbkugel. In der dünn bewaldeten Savanne sieht es in diesem Januar nach einer guten Ernte aus. Aber was heißt schon Ernte? Bis die Maiskolben reif sein werden, dauert es noch drei lange Monate. Die ersten Pflanzen stehen hüft-hoch. Der Lehmboden ist feucht. Leichter Wind geht durch die tuchbehangenen Fenster des kleinen Steinhauses. Der Bauer beginnt seinen Tag: Felix Kangwa, ein sambischer Landwirt von fünfundfünfzig Jahren, steht morgens um kurz vor sechs Uhr mit der Sonne auf.

Er ist Maisbrot – morgens, mittags, abends. Im Raum lagert noch Mais vom Vorjahr in Säcken. Es ist genug da. Der Bauer hat sich für den Besuch feingemacht, er trägt ein faltenloses lachsrotes Seidenhemd. Er geht raus, hier spaziert eine Ziege, dort wackelt ein Huhn. Dann geht er mit einigen seiner Kinder an die Feldarbeit: Einsaat der Bohnen, in Handarbeit. Sie düngen die Pflanzen, die eine Menge Stickstoff fressen. Gegen vier Uhr am Nachmittag ist die Arbeit getan. Um kurz vor sieben sackt die Sonne hinter den Horizont. Bald schläft das Dorf Nkolemumu, dessen Namen nicht mal Google Maps kennt.

Hier sieht es nach heiler Kleinbauernwelt aus. Und doch entscheidet sich in solchen Provinzen das Schicksal der Erde. Die kleinsten Preisausschläge für Grundnahrungsmittel lassen Hunderte Millionen Menschen, die von einem Dollar oder weniger am Tag leben müssen, hungern und leiden. Familien können dann das Schulgeld für ihre Kinder nicht mehr bezahlen. Hungerkrisen bringen Unruhen und bedrohen die politische Stabilität. Im Herbst erst starben zahlreiche Marokkaner in bitterarmen Dörfern, die sich bei Essensausgaben zu Tode quetschten. Zuvor gab es Missernten wegen einer Dürre, die bis Spanien reichte und die lebenswichtigen Grundwasserpegel fallen ließ.

Man kann sich das, was auf dem sambischen Bauernhof so beschaulich dahinfliegt, das Säen und Ernten, durchaus als

einen dramatischen Wettlauf vorstellen. Die Ernten müssen steigen. Auch Felix Kangwa weiß das und will das. Und sie müssen es trotz der bedrohlichen Klimaerwärmung. Um fast die Hälfte, bis Mitte des Jahrtausends, so die Vereinten Nationen. Um mindestens 1,5 Prozent im Jahr 2018 – und weit mehr in den Ländern mit den hohen Geburten. Diesen globalen Wettlauf schauen wir uns an, ein ganzes Jahr lang. Dies ist der Anfang: eine Suche nach Lösungen bei zwei ungleichen Bauern.

Wie Wintersheim und Nkolemumu die Welt ernähren

Wolken stehen am sambischen Himmel. Die Natur ist in Ordnung. Wolken und Regen im Januar sind üblich und lebenswichtig für Felix, für seine neun Kinder, für die dreizehn Millionen Kleinbauern in Sambia. Schon seit November regnet es regelmäßig in Nkolemumu in der Nordprovinz. Seitdem hat Felix Kangwa eine Menge Arbeit. Schon Anfang Dezember säen er und die Kinder den Mais aus.

Auch Wintersheim in Rheinland-Pfalz ist beschaulich. Dieses Dorf kennt Google schon gut. Ein reifer deutscher Agrarstandort, wo die Bauern nicht mehr um höhere Ernten kämpfen, sondern gegen herbizidresistentes Unkraut. Und auch Deutschland ist voller Wolken. Und auch hier geht es ums Überleben. Es gibt einen tödlichen Preiskampf, jedes Jahr geben einige tausend Bauernhöfe auf. Den Hof von Axel Dettweiler gibt es noch, er ist einer von noch rund zweihundertsechzigtausend deutschen Landwirten.

Wintersheim, Rheinhessen – neunundvierzigster Breitengrad, nördliche Hemisphäre; Axel Dettweiler hat hier bisher sehr gut überlebt. Er ist einer von vier Landwirten mit dem Nachnamen Dettweiler in diesem Winzerdorf von dreihundert Einwohnern. Der Bauer, spezialisiert auf Rübe, Getreide, Mais und Schnitttulpen, trägt seine Regenjacke im sportlichsten Rot, das Wintersheim zu bieten hat. Seit Wochen ist der Himmel trüb. „Ich bin gern Bauer“, sagt Dettweiler trotzdem. „Und ich glaube, dass ich hier auch ein wenig helfe, die Welt zu ernähren.“

Einfach ist es nicht zu sagen, wer die Welt ernährt. Und doch versuchen wir, es herauszufinden. Schließlich ist der Begriff

der Welternährung in aller Munde seit der letzten globalen Lebensmittelkrise vor knapp zehn Jahren. Und Prognosen zeigen eine Knappheit in zehn Jahren an. Es lassen sich nicht mehr so viele neue Landflächen finden; Technikopisten träumen vom Salat aus dem Weltall.

Die Bauern, die Basis der realen Erzeugung, können nicht in die Zukunft blicken. Aber bei ihnen kann man sehen, warum und wie die Ernten steigen und woran sie hängen. Axel Dettweiler hat bessere Bedingungen: dreihundert Hektar Land. Felix Kangwa beackert nur 3,75 Hektar. Dettweiler hat schwere Maschinen, Kangwa hat Holzhaken und Äxte. Axel Dettweiler hat Gebäude mit mehreren hundert Quadratmetern Fläche, ein Wohnhaus, ein Mietshäuschen; der alte Schweinestall ist an Ständer als Self-Storage-Lager vermietet, und es gibt eine moderne Lagerhalle mit Solarzellen auf dem Dach. Dettweiler betreibt seine Landwirtschaft gemeinsam mit seinem Partner Gerhard Berges in einer juristischen Person. Sie heißt, wenig romantisch: Betriebsgemeinschaft Berges Dettweiler GbR. „Wir sind nicht nur Bauern, sondern auch Unternehmer“, sagt Dettweiler.

Er betrachtet die Fotos aus Sambia, die Felix Kangwa zeigen. Er und Kangwa – beide sind Ackerbauern, beide säen und ernten Mais. Dettweiler wirkt betroffen angesichts der bescheidenen Verhältnisse, die diese Fotos offenbaren. „Na ja, wir beiden haben ja die gleiche Frisur“, sagt er. Aber er ist auch neugierig. Vielleicht will er einmal nach Sambia fliegen und sehen, wie es bei Felix Kangwa aussieht und was er ihm raten würde. Aber es ist ja wie eine andere Welt. Die teuersten Geräte, die Nkolemumu und Wintersheim zur Verfügung stehen, sind jeweils: eine kleine blaue Tretpumpe im Wert von zweihundert Dollar – und ein Rübenroder von Holmer, knapp fünfhunderttausend Euro.

Felix Kangwa also besitzt neuerdings diese kleine Pumpe. Mit ihrer Hilfe kann er Wasser aus einem Bach auf seine Gemüsebeete umleiten. Die zweihundert Dollar zahlte er von einem Entwicklungskredit. Kangwa demonstriert nun, wie sie funktioniert: Er steigt auf die blaue Metallpumpe, erfunden 1999 im bitterarmen Malawi. Der Bauer beginnt zu steppen. Aus einem Plastikschlauch, der hinter einer Bö-

schung in einen kleinen Bach mündet, strömt das Wasser hoch. „Ich muss nicht mehr ins Fitness-Studio gehen“, sagt er. Fitnessstudios kennt er ziemlich gut aus dem Fernsehen.

Das Wasser ist Leben. Es verteilt sich dann über ein mittels knöchelhoher Lehmwände angelegtes Terrassensystem. In dieser Provinz haben schon fünfzig Bauern so ein Gerät, allein in Nkolemumu sind es acht. Kangwa teilt es sich mit seinem Nachbarn Abel. So wächst auch in der Trockenzeit Gemüse. Sie bewässern achtzehn mal fünf Parzellen. Auf einer Parzelle wachsen, zum Beispiel, zwanzig Zuckermaispflanzen. Diese bringen vier Dollar, wenn es so viele Käufer gibt. Dreimal im Jahr können die Bauern hier Tomaten, Lauch oder Zuckermais ernten. Ein großer Schritt für Nkolemumu.

Aber ist so etwas eine Antwort auf die große, höchst politische, irgendwie schrecklich abstrakte, hypothetische und akademische – aber gleichwohl existentielle – Frage nach der Welternährung? Müsste auch Kangwa so ackern wie Dettweiler? Oder wird eines Tages selbst so ein Rheinhesse zum Auslaufmodell?

Die Erbse aus Wintersheim ernährt Schweine, China und Russland

Was ist der Beitrag der Berges Dettweiler GbR zur globalen Tischgemeinschaft? Sie liefert Weizen an eine Mühle, Gerste an eine Mälzerei, Erbsen an Tiermäster. Dettweiler weiß aber nicht, was aus dem Mehl wird, das aus seinem Weizen gemacht ist. Oder was aus den Schweinen wird, die all die Erbsen fressen, die er im vergangenen Spätsommer geerntet hat. Zum Beispiel seine Erbsenbestände: Die haben sie gerade erst an einen Schweinemäster im Emsland verkauft. Emsland-Schweine fressen die Erbsen, dann werden sie zu Lendchen und Wurst. Solches Schweinefleisch, das wissen die Statistiken, geht teilweise auf Weltreise. Darin stecken gewissermaßen Axel Dettweilers Erbsen.

Grob ein Fünftel des deutschen Schweinefleisches ist die Exportquote, das verkaufen Schlachtkonzerne wie Tönnies ins Ausland. Und immer mehr. Neben westlichen Industrieländern geht das deutsche Fleisch zu den wachsenden Mittelschichten in China und Russlands Industriezentren. Und es geht – Huhn und Rind, nicht das

Schwein – nach Saudi-Arabien. Das zahlt seine Rechnung gewissermaßen mit Erdöl.

Ohne solche Gedanken kommt man nicht weiter. Handel, Energie, Öl sind zentrale Ebenen der Analyse. Die Welternährungsfrage entscheidet sich nicht allein bei den Hunderten Millionen Bauern der Welt. Man darf sich diese Frage also nicht nur als einen Wettlauf von Bauern vorstellen. Man muss auf die Handelsströme achten zwischen Ländern, Konzernen und Menschen, die Dollars und Euro, Yuan und Yen besitzen. Diese Ströme fließen vor allem zwischen Industriestaaten und rohstoffreichen Ländern.

Felix Kangwa mag keine Schweine, er ist ein gläubiger christlicher Sieben-Tage-Adventist und hält sich an alte Speisegebote. Aber abgesehen von der Religion: Alle Kleinbauern wie er leben in den Entwicklungsländern nahezu vegetarisch. Denn es fehlt an Kaufkraft. Auf den Tisch der Familie Kangwa kommt immer derselbe Maisbrot, zur Abwechslung mal mit gekochtem Lauch, mal mit Tomaten, mit Bohnen, anderen Bohnen. „Wir essen einmal im Monat ein Huhn, oder seltener“, sagt er. Das sind aber die Hühner vom Hof oder dem der Nachbarn. Es herrscht hier überwiegend Tauschwirtschaft. Eine Studie vor einigen Jahren ergab in ähnlichen Dörfern in der Nähe von Nkolemumu, dass die Einwohner durchschnittlich etwa zwischenein hundertachtzig und siebenhundert Dollar zur Verfügung haben. Im Jahr. Da bliebe kaum Geld für ein sogenanntes Billighuhn aus deutscher Massenhaltung. Aber auch diese Hühner aus sambischen Tierfabriken, die es auch längst gibt, etwa die neue von Zambeef Products Plc., das in der Woche zweihunderttausend Hühner schlachtet, die sind viel zu teuer für die arme Landbevölkerung. Zumal es in Nkolemumu ja nicht mal einen Laden gibt. Mit anderen Worten: Axel Dettweilers Erbsen ernähren Sambias Landbevölkerung nicht. Die muss das schon selbst machen.

Zurück zu dem Gedanken, dass der globale Handel vor allem einer unter reichen Staaten ist – reich an Industrie, reich an Rohstoffen wie Öl. Bauern leben ja nicht von Regen und Böden und Sonne allein. Die Rohstoffe sind zunehmend eine Grundlage für hohe Ernten. Zum Beispiel das Erdöl: Von Arabien, Iran oder Russland kommt es auf Schiffen nach Rotter-

dam, es schippert darauf etwa den Rhein herab. Hier kreuzt es fast die Wege von Axel Dettweilers Mähdrescher. Keine zehn Kilometer von Wintersheim entfernt fahren die Frachtschiffe auf dem Rhein in Richtung Ludwigshafen, zur BASF, dem größten Chemiekonzern der Welt. Konzerne wie BASF machen aus Öl verschiedene chemische Pflanzenschutzmittel. Und aus der Luft machen sie Stickstoffdünger, unter Einsatz großer Mengen Öl.

Der globale Tisch ist gedeckt mit Regen, Sonne und Erdöl

Beides kommt auch auf dem Hof von Axel Dettweiler an. Hier geht die Energie aufs Feld, in die Erbsen, dann ins Schwein, ins Schlachthaus, und, zum Beispiel, zurück nach Russland, in das Herkunftsland des Öls, und immer so weiter. Und auch Sambia exportiert Rohstoffe, vor allem Kupfer, vor allem nach China und in die Schweiz. Und auch Sambia importiert Süßigkeiten, Wein, Wurst und andere Lebensmittel aus der EU. Die gibt es in den wenigen Supermärkten der Metropolen, in der Hauptstadt Lusaka. Die sind für Felix Kangwa so weit weg wie der Mond.

Nach diesem Beispiel muss man sich die globale Nahrungsvorgang vorstellen, um verstehen zu können, wer wen ernährt. Und wovon wir uns ernähren. Also: in Energieeinheiten. Öl wird zu Dünger und zur Erbsen und zu Schwein. Dazwischen steht eine gigantische Global-Logistik mit Containerschiffen, Lastwagen, Güterzügen. Auf jedem Meter Landwirtschaft, Transport und Verarbeitung geht ein wenig Energie verloren: Sie sickert als überschüssiger Stickstoffdünger in die Böden, sie wärmt die Luft rund um die Chemiefabriken, sie wärmt die Luft der Schweineställe in der Form der Wärme, die die Schweine abgeben. Die Energie geht vom Menschen über seine Fäkalien und die Klärwerke in die Flüsse und Meere. Auf jedem Stück der Reise hinterlässt sie auch ihre Spuren in den Ökosystemen. Auch diese Spuren soll die Serie „Race to Feed the World“ über ein Jahr verfolgen.

Und dabei soll der Blick von Statistiken, Studien und Forschungslaboren immer wieder auf diese beiden Bauernhöfe zurückgehen, auf denen all dies sichtbar und spürbar wird. Und fragen: Wo kreuzen sich die Wege der globalen und der lokalen Handelsströme für Lebensmittel? Mit welchen Folgen für die Menschen vor Ort? Was hat Wintersheim mit Nkolemumu zu tun? Was kann das eine vom anderen lernen?

Felix Kangwa und Axel Dettweiler säen in zwei Welten, doch die sind nicht voneinander isoliert. Ihre Länder sind im Austausch miteinander. Das Getreide von Bauern wie Dettweiler essen auch Käufer südlich der Sahara. Zehn Prozent des deutschen Weizenexports gehen in die am wenigsten entwickelten Länder der Welt. Dazu zählen Sambia und seine Nachbarn wie Malawi, Kongo, Moçambique oder Tansania. In Euro gemessen, geht aber nicht mal ein Prozent der deutschen Lebensmittelausfuhr in diese armen Staaten. Die Ernährungsindustrie hat kein Interesse daran, Essen an Menschen zu verkaufen, die Rechnungen nicht bezahlen können.

Race to Feed the World
 Ein Jahr berichtet die Frankfurter Allgemeine Zeitung über Aspekte der Welternährung. Gefördert vom European Journalism Centre, Journalism Grants und der Bill & Melinda Gates Foundation. faz.net/feedtheworld

<p>500 Tsd. € So viel kostet ein Rübenvollernter in Deutschland.</p>	<p>500 € So viel kostet ein Ochse Sambia.</p>	<p>145 € So viel bekommt ein rheinhessischer Bauer für eine Tonne Mais.</p>	<p>105 € So viel bekommt ein sambischer Bauer für eine Tonne Mais.</p>
--	---	---	--



Nkolemumu, Sambia: Felix Kangwa vor Mais

Foto Chanda Enock Chipwe



Kleiner Teil von Kangwas Familie, mit Nachbarskindern

Foto David Paquif/IFAD



Kangwas Geräteschuppen

Foto Jan Grossarth

Sambia bemüht sich also um Industrialisierung. Regen, Maschinen und Dünger reichen nicht, nötig ist der Ausbau der gesamten industriellen Infrastruktur. Überall bauen chinesische Staatskonzerne Straßen, Schulen und Shopping Malls. Und es gibt auch landwirtschaftliche Infrastruktur, die hilft, die Teller zu füllen: In Kasama, der nahest gelegenen Stadt von Nkolemumu aus, steht seit einigen Jahren zum Beispiel eine Anlage, die Reis von den Hülsen trennt, wäscht und siebt. Die lokale Reisfirma berät die Bauern bezüglich Lagerung, Düngung, Sortenauswahl. „Die Ernten stiegen seit 2010 dadurch von zweieinhalb auf fünf-einhalb Tonnen je Hektar“, sagt der Fabrikleiter. Die Anlage kam gebraucht aus China. Alle Wartungsanleitungen sind auf Chinesisch verfasst. Eine Ratte nagt an einem Reissack.

In China treffen sich deutscher Mais und die Ernte der Kleinbauern Afrikas

Der Anteil der Unterernährten an der sambischen Bevölkerung ist im Weltmaßstab mit rund 47 Prozent extrem hoch. Und Sambia ernährt sich größtenteils selbst. Auch mit großen industriellen Farmen, die rund um die Hauptstadt Lusaka vom Flugzeug aus an ihren Kreisrunden, satt grün bewässerten Feldern zu erkennen sind. Mit Hühner- und Rinderfarmen, mit Zucker- und Reisfabriken. Vor allem aber mit den Kleinbauern, die die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen.

Felix Kangwa ernährt Sambia. Das Land braucht seinen Mais. Auch, um ihn an die Nachbarländer verkaufen zu können, in denen weniger Regen fällt. Der Bedarf wächst mit jeder Geburt: Im Nachbarland Tansania, etwa zweihundert Kilometer von Kangwas Bauernhof entfernt, sind es 1,7 Millionen Kinder im Jahr, in der nahen Demokratischen Republik Kongo 2,6 Millionen. Sambia ist überhaupt das einzige Land im südlichen Afrika, das mehr Mais hat, als es verbraucht. Die Händler fahren ihn über alle Grenzen: nach Tansania und Kongo im Norden, Malawi und Moçambique im Osten, Simbabwe, Botswana im Süden, nach Namibia und Angola im Westen. In Flugzeugen und Schiffen geht der Mais sogar nach China – eine Gegenleistung für alte Reisfabriken und neue Straßen. China verbraucht mehr Mais, als es erzeugen kann. Sambias Kleinbauern ernähren die Welt. Felix Kangwa ernährt China. In China trifft sich sein Mais vielleicht mit dem aus Wintersheim.

Kangwa ernährt die Welt. Aber so denkt er nicht. Er hat ja nicht mal ein Motorrad. Sein Land Sambia hat Wasser, hat Frieden, es hat Hoffnung. Die Seelen der Menschen wurden Jahrzehnte von Bürgerkriegen oder Diktatoren verschont. Das Land, doppelt so groß wie Deutschland, ist noch sehr dünn besiedelt. In den Kirchen, die überall die Straßenränder säumen, beten die Priester und Pfarrer für Wohlstand. Sie beten für Wachstum.

Die Nordprovinz, in der Nkolemumu liegt, hat sogar so viele Regenfälle, dass sie ein Reservoir für die Ernährung ist. Selbstverständlich ist der Niederschlag aber nicht mehr. „Wir spüren den Klima-

wandel“, sagt Felix Kangwa. Vor zwei Jahren kostete eine Trockenheit ihn drei Viertel der durchschnittlichen Maisernte. „Wir haben hier aber mehr Regen und Wasser als die Saharaländer, also können wir künftig immer mehr dorthin exportieren“, hofft Kangwa. „Wir sind mit Regen gesegnet.“ Und auch Kangwa selbst geht es heute besser als je zuvor. Kangwa hat neuerdings ein festes Dach über seinem kleinen Wohnhaus aus Backstein, er hat vier Kinder durch die Mittelschule gebracht, zwei arbeiten in der Stadt und verdienen Geld. „Ich habe sogar elektrischen Strom“, sagt der er. Und er hat ein Handy.

Und Hybridmais. Der ist die Basis von Kangwas bescheidenem Wohlstand. Hybridmais ist eine Art Inzest-Pflanze, die größere Erträge bringt – wenn man sie nur düngt. Der nötige Stickstoff-, Kalium- und Phosphordünger kommt vom Händler aus Kasama, vierzig Kilometer entfernt. Solche Wege fährt man hier mit dem Fahrrad. In schlechten Jahren erntet Kangwa fünfmal so viel Mais, wie seine Familie für sich benötigt. In guten Jahren ernten sie dreißigmal so viel.

Mit dem Hybridmais hat auch der Kleinbauer einen Schritt der landwirtschaftlichen Industrialisierung gemacht – einen, der im Amerika der 1930er Jahre begann und der in Deutschland in den 1960er Jahren durchschlug. Felix Kangwa nutzt seit mehr als zehn Jahren Hybridmais. Nicht ohne Nachteile: Jetzt muss er auch das Saatgut jedes Jahr kaufen. Mit dem Hybridmais kommen ökologische Probleme auf: „Die Böden wurden anfangs immer ärmer“, sagt er. Erst als er Bohnen dazu säte, die Stickstoff binden, habe sich das wieder gebessert. Und er hat vieles geändert. Man nennt es „Conservation Farming“: vielfältige Pflanzen, auch bodendeckende Erdnüsse, die Pflanzreste der Ernte verbleiben auf dem Boden. Seither spart er rund achtzig Dollar im Jahr für das Pflügen: „Für das Geld schicke ich meine Kinder in die Schule oder kaufe zwei Fässer Dünger.“ Die Böden bleiben erhalten, die Ernte steigt.

Sein Dünger und die Samen fahren hier weite Wege. Die Saaten kommen von Konzernen wie Pioneer aus den Vereinigten Staaten oder MRI Seed Zambia und auch der meiste Dünger komme aus Fabriken in der Hauptstadt Lusaka, sagt Kangwa – elf Autostunden entfernt. Die im Land zunehmenden Maisflächen und auch Monokulturen sind etwa auch ein Paradies für Maiszünsler oder Maiswurzelbohrer, die bedrohlichsten Schädlinge. In Afrika steigen dann Flugzeuge mit Kampfpiloten gegen sie in den Himmel. Das Militär Sambias schickte in diesem Winter seine Flugzeuge mit Insektiziden über die Felder. Für Kangwa lohnt sich der Hybridmais.

Pflanzenzucht, chemische Pestizide und Dünger aus Stickstoff, Phosphor und Kalisalz. Diese drei sind im Jahr 2018 tragende Säulen der Welternährung. Die Düngerproduktion geht seit Jahrzehnten ziemlich genau mit dem Wachstum der Weltbevölkerung einher. Die drei sind schnelle Turnschuhe im Wettlauf ums Überleben – oder als skeptische Metapher: Es sind die Doping-Mittel. Sie setzen sich mehr oder weniger global durch

in den 1960er Jahren. „Der einzige Kontinent, in dem es keine grüne Revolution gab, war Afrika“, sagte kürzlich die äthiopische frühere Wall-Street-Getreidehändlerin Sara Menker in einer Rede auf einer im Internet übertragenen Konferenz. In zehn Jahren werde das Essen auf der Welt knapp, liest Menker aus ihren Daten. Die angeblich einzige Lösung: „Afrikas Landwirtschaft muss kommerzialisiert werden, dann kann Afrika sogar ein großer Nettoexporteur von Lebensmitteln werden.“ Ein anderer Weg könnte es aber auch sein, dass sich die Produktion von der Fläche löst: in urbanen Kreislaufarmen, beleuchtet mit LED-Licht.

Aber auch auf den Feldern bescheidener christlicher Kleinbauern gibt es Veränderungen. Es ist nicht so, dass Felix Kangwa noch der Bauer wäre, der er vor zehn Jahren war. Hier und in vielen Dörfern Afrikas steigen die Ernten auch ohne Revolution. Man sieht es überall, wenn man von Nkolemumu in die umgebenen Dörfer fährt: Zum Beispiel auch in Lwabe, wo mehrere hundert Menschen im Umkreis einer Grundschule von der Landwirtschaft leben. In diesem Dorf stieg die Ernte in den vergangenen drei Jahren um mehr als ein Fünftel, sagen die Zahlen der UN-Organisation für ländliche Entwicklung, Ifad. Sie finanziert hier Schulungen für den gleichzeitigen Anbau von Erdnüssen, Bohnen und Mais. „Sie ernten jetzt mehr als fünfzig Säcke Mais pro Hektar“, sagt die Landesdirektorin der Organisation, Abla Benhammouche, auf einer Einladungsreise für Journalisten. Ein Sack fasst fünfzig Kilo, Lwabe erntet also zweieinhalb Tonnen.

Wintersheim erntet im Januar 2018 elektrischen Strom

Wintersheim hat kräftigere Traktoren, es trägt viel mehr zur globalen Speisetafel bei, und es hat mehr landwirtschaftliche Geschichte. Im Dorf kann man sie nachvollziehen: Fast jedes Haus ist ein alter Bauern- oder Winzerhof. In dieser Zeit kamen auch die Dettweilers hierher. Mennoniten aus dem Schweizer Dorf Dettwil. Sie verstanden sich vortrefflich auf Ackerbau und gottgefällige Sparsamkeit. Alte, von Sandsteinmauern eng umschleuderte Wege führten durch Wintersheims alte Baumergärten. Als Axel Dettweilers Ur-Ur-Ur-Ahnen hier ankamen, hatten sie wohl Eisenpflüge und Ochsenkarren und Pferde, es gab einen Handel mit Getreide, Fleisch, Milch und Gemüse, der bis nach Mainz und Frankfurt reichte.

Wintersheim heute: Um den alten Dorfkern gibt es Siedlungshäuser, dahinter beginnen Felder und Monokulturen aus Weizen. Es gibt im Dorf keine Schweine mehr, keine Hühner. Dafür gibt es hier jetzt Stromkraftwerke – Windräder, wohin man blickt. Axel Dettweiler liebt sie zwar nicht, aber er sagt: „Bei guter Sicht kann man das Atomkraftwerk Biblis sehen. Die Windräder sind keine Schönheit, aber sie sind mir lieber als das.“ Im alten Ortskern wirtschaften noch zehn Bauern. Sie haben sich in dieser warmen Region mit guten

Böden auf Acker- und Weinbau spezialisiert. Vor vielen Jahren gab der letzte Tierhalter auf.

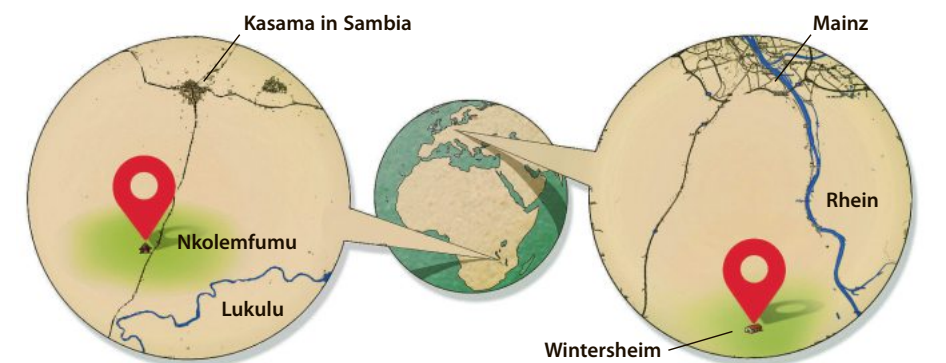
Der Januar beginnt für Axel Dettweiler und seine vier Kinder mit einer Grippe. Auf halber Strecke in den Skiurlaub kehrt die Familie um und legt sich in die Betten. Es ist auch nicht viel zu tun in dieser Zeit. Die Felder sind regendurchweicht, man kann sie nicht befahren, und es wäre laut EU-Vorgaben auch nicht erlaubt. Die Beihilfen aus Brüssel – für viele europäische Bauern die Hälfte des Einkommens – würden für Teilflächen gekürzt, wenn der Bauer jetzt aufs Feld führe. Aus Gründen des Bodenschutzes. Auf den Feldern stehen nun Phacelia, Sonnenblumen, Ölleinen, Ramtilkraut – eine EU-Umweltauflage, das Greening. Das gibt es in Sambia nicht. Die Zwischenfrüchte sorgen dafür, dass Nährstoffe im Boden fixiert werden und sich Humus bildet. Die Bauern sind sehr damit beschäftigt, solche Auflagen im Blick zu haben. Sie ändern sich oft, ab Januar gilt eine neue Düngeverordnung. Im Bauernblatt liest Axel Dettweiler sonst meist nur die Tabellen mit regionalen Getreidepreisen. „Wir verhalten uns im Grunde opportunistisch“, sagt er, „wir reagieren auf Preise, staatliche Programme und schauen, was nachhaltig ist.“

Düngen darf er erst ab Februar. Dettweiler macht nun notgedrungen Steuersachen. Er und sein Compagnon Berges telefonieren mit Agrarhändlern. An sie verkaufen die beiden in diesem Januar Teile der Gersten- und Weizenlagerbestände. Sie lassen die Reste der Rübenernte vom Herbst in die Zuckerfabrik bringen. Dettweiler versucht in der zweiten Januarwoche, seinen Mährescher zu verkaufen, es gibt Interessenten. „Es macht einen wichtigen Teil unseres Einkommens aus, dass ich die gebrauchten Maschinen gut verkaufe“, sagt er. Das kann mehr bringen als fünf Hektar Ernte.

Das Beispiel zeigt, was ein europäischer Ackerbauer können muss. Säen und ernten reichen nicht. Er muss Maschinenhändler sein und Weizenverkäufer. Dettweiler hat auch einen Nebenjob: als Berater für den Saatgutkonzern KWS. Er besucht Bauerntage und Messen, jetzt im Januar die Agrartage Nieder-Olm des örtlichen Bauernverbandes. Dort drückt er Bauern Prospekte über Sortenleistungen in die Hand. „Das wird nicht hoch bezahlt, aber es bringt Synergieeffekte“, sagt er.

Dettweiler sieht seine Kinder zu den Mahlzeiten, Kangwa könnte ohne die ständige Mitarbeit seiner Kinder nicht leben. Kangwa blickt zum Himmel und hofft auf Regenwolken. Dettweiler blickt auch aufs Wetter, aber das sieht er auf dem Smartphone. Und darauf hat er auch die Agrarpreise und Zinsentwicklungen im Blick. Er sagt: „Es ist ein großer Druck. Es gibt auch bestimmt nicht weniger Bauern, die in Burnout-Kliniken sind, als in anderen Berufsgruppen.“ Seine Ernten hängen an Krediten, Weizen-, Diesel- und Düngerpreisen. Und in Sambia? Da ist das auch nicht mehr ganz anders.

Beide Bauern begleiten wir durchs Jahr, im Februar geht es weiter. Mitarbeit: Chanda Enock Chipwe.



Zwei unvergleichbare Bauern

Bauer	Felix Kangwa	Axel Dettweiler
Geboren	1962	1972
Schulbesuch	9 Jahre	13 Jahre
Agrarusbildung	keine	Dipl.-Ing. Agr. (FH)
Familienarbeitskräfte	6	1 (in der Berges Dettweiler GbR)
Hof gegründet	2004	ca. 1750
Konfession	7-Tage-Adventist	konfessionslos, ehem. Ev. Mennonit
Kinder	9	4
Hektar bewirtschaftet	3,75	300
Boden	Löß-Lehm	Löß-Lehm
Maisernte / ha	1 – 5 t (2009 – 2016)	9 t (2017)
Ziegen	4	0
Landmaschinen	0	3
Künstl. Bewässerung	ja	nein
Ernte für Eigenbedarf	3 – 20 Prozent (2009 – 2016)	0 Prozent
Beginn Feldbearbeitung	Oktober	Februar
Beginn Saat	Dezember	März
Beginn Ernte	März	Juni (Schnittblumen Ende März)
Ende Ernte	Mai	November
Hauptfrüchte	Mais, Cassava, Erdnuss, Bohnen, Augenbohnen, Kürbis, Süßkartoffel, verschiedene Gemüse	Weizen, Zuckerrübe, Sommergerste, Wintergerste, Erbse, Futtermais, Schnittblumen
Geplante Investition	Ochse & Pflug	Rübenvollerntemaschine
Oft benutztes Gerät	Gartenhacke, Äxte	Schlepper

Quellen: Dettweiler, Kangwa, Chipwe, eigene Berechnung

Zwei ähnlich große Dörfer

Ort	Nkolemumu	Wintersheim
Höhe über NN	1380 m	198 m
Mittlere Temp. Jan	21 Grad	1 Grad
Mittlere Temp. Juli	17 Grad	19 Grad
Regen / Jahr	> 1000 mm	556 mm
Einwohner	keine Angabe	300
Fläche	5 km ²	3,8 km ²

Quelle: DWD, Chipwe

Zwei weit voneinander entfernte Länder

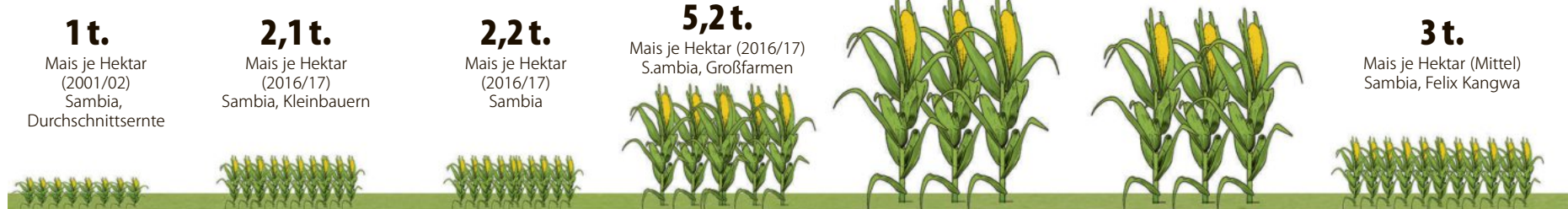
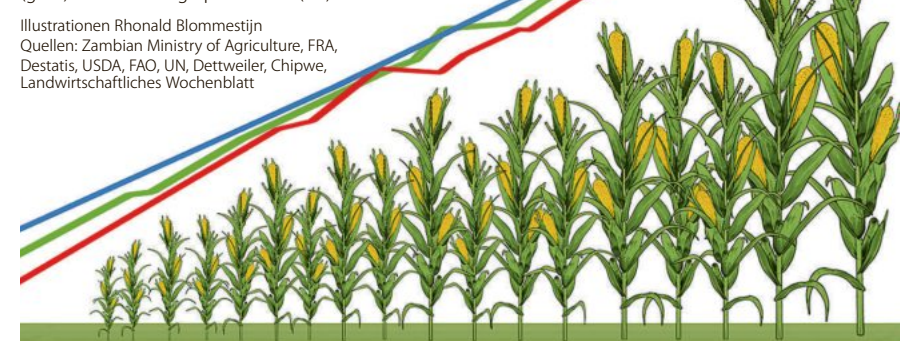
Land	Sambia	Deutschland
Landesgröße	75,2 Mio. ha	35,7 Mio. ha
Landwirtsch. Nutzfläche	23,8 Mio. ha	16,7 Mio. ha
BIP pro Kopf (in Dollar)	1270	42 070
Bevölkerung	16,7 Mio.	82,7 Mio.
Anteil Landwirtsch./BIP	18 Prozent	0,6 Prozent
Geburten je Frau	5,3	1,5
Export ins je andere Land	35,8 Mio. Euro	55,2 Mio. Euro
Anteil Unterernährter	45,9 Prozent	3 Prozent

Quelle: FAO / Welthungerhilfe / Destatis / GTAI / Weltbank / BMFB

Menschen und Dünger

Die Linien zeigen das Bevölkerungswachstum, die Getreideproduktion und die Produktion von Kunstdünger von 1960 bis ins Jahr 2030 (Prognose). Man sieht, wie eng die Summe der Menschen, die auf der Welt leben (blaue Linie), mit den Getreideernten (grün) und der Düngerproduktion (rot) korreliert.

Illustrationen Rhonald Blommesteijn
Quellen: Zambian Ministry of Agriculture, FRA, Destatis, USDA, FAO, UN, Dettweiler, Chipwe, Landwirtschaftliches Wochenblatt





Körnchen des Wachstums: In Hallen, die so groß sind wie Kathedralen, lagert auf dem Fabrikgelände der Eurochem in Antwerpen ein Berg Stickstoffdünger, dessen Früchte eine Stadt ernähren könnten.

Foto Frank Röth

Eiswind zieht über die nackten Felder, die Windräder drehen auf Turbo. Auch der Traktor von Axel Dettweiler, Landwirt in Rheinessen, ist in Fahrt. Seit fünf Uhr morgens gleitet er wie eine Eismaschine in der Schlittschuhhalle in geraden Bahnen über die Äcker. Aus dem Anhänger spucken ausladende Metallarme Kügelchen mit Ammonsulfatsalpeter aus. Was jetzt Dünger ist, wird bis Herbst zum Korn werden. Kein Meter Boden bleibt unversorgt. Der Nachbaracker bekommt nichts ab von den Kügelchen; so präzise spuckt die Maschine. Die Landschaft ist aufgeräumt, es steht kaum ein Busch im Weg. Weit hinten glotzen Rehe ins Nichts.

Der Bauer Axel Dettweiler telefoniert und spricht sich mit einem Freund fürs Skiwochenende in Österreich ab. Das GPS-System steuert zentimetergenau. Es kennt Felder, Grenzen, Wege. Moderne Traktoren haben sogar Sensoren, die im Frühjahr am Blattgrün erkennen, ob die Pflanzen gut mit Nährstoffen versorgt sind. Sie melden die Daten von Düngung, Ernte und Blattgrün dem Computer – die Nährstoffgabe wird dann für jeden Meter individualisiert berechnet und somit effizienter. Dettweiler will das zwar nicht, er findet es „technisch irgendwie zu abgespiced“, wie er sagt. Aber er meint trotzdem, in spätestens zehn Jahren werde es sich durchgesetzt haben.

Morgens um 9 Uhr ist die Arbeit getan. Dann sind 30 Hektar Ackerland – 30 von Dettweilers 300 Hektar – vorerst mit Stickstoff versorgt, den der Winterweizen bald aufsaugen wird, der jetzt noch knöchelhoch und dünn auf den Feldern steht.

In Sambia sind es 23 Grad. Hier regnet es seit Wochen, fast ohne Unterbrechung. „Der Mais wächst gut“, sagt Felix Kangwa, der Kleinbauer aus dem Dorf Nkolemumu im Nordwesten. Auch für eine sambische Regenzeit gab es in diesem Frühjahr sehr viel Niederschlag, mehr als tausend Millimeter in den ersten drei Monaten des Jahres – also mehr als das Doppelte des Regenwassers, welches Dettweiler für seine Pflanzen in Rheinessen im ganzen Jahr hat. Das Wasser lässt Mais, Soja und Gemüse in Nkolemumu schnell wachsen und ist gut für die Bauern.

Auch Kangwa düngt jetzt. Ein Nachteil des vielen Regens ist, dass dieser den für ihn sehr kostbaren Dünger schneller aus den oberen Bodenschichten spült. Dann geht er ins Grundwasser und ist für den Mais verloren. „Die Auswaschung von Dünger ist in diesem Frühjahr sehr hoch“, sagt Kangwa. So geht der kostbare Stickstoffdünger als Nitrat oder Nitrit ins Grundwasser oder in den nahen Fluss Lukulu. Aus dem Fluss trinken Kangwa und die anderen Kleinbauern der Provinz, sie waschen sich hier und ihre Kleider, sie fischen und essen die Fische.

Wenn Felix Kangwa seine 3,75 Hektar Land düngt, dann braucht er dafür nicht nur ein paar Minuten, wie der traktorisierte Bauer in Deutschland. Er braucht Tage. Er und seine Kinder, die ihm helfen, machen das in Handarbeit. Gedüngt wird vor allem der Mais, der viel Stickstoff benötigt – und dem Bauern Geld bringt. 7000 Kwacha oder umgerechnet knapp 600 Euro verdient Kangwa, Vater von neun Kindern, im Jahr mit seiner Landwirtschaft. 200 Euro gibt er für den Dünger aus, knapp 400 Euro für die Schulgebühren für seine Kinder. Fürs Essen und Trinken braucht er kaum Geld, außer mal für einige Würstchen oder Hähnchen aus dem Supermarkt in der Stadt. Einige Kwacha verdient er als Händler mit seinem kleinen Trinkwasserkiosk. Er selbst trinkt

aber Flusswasser, kein abgefülltes aus Plastikflaschen. Und sein Essen, das wächst ja auf dem Feld. Dünger ist wertvoll. Er ist der Dreh- und Angelpunkt der globalagraren Produktivität. Wenn deutsche Landwirte mehr ernten als afrikanische, liegt das zu einem großen Teil daran, dass sie mehr Dünger haben und ihn schneller aufs Feld geben – dank der Maschinen. Kangwa kauft den Dünger in 50-Kilo-Säcken in der Provinzstadt Kasama, wohin er sich zweimal in der Woche von Nachbarn mit dem Auto mitnehmen lässt. Axel Dettweiler holt seinen Dünger mit dem Trecker von Rheinessen Worms ab. Er kauft viele Tonnen, unverpackt. Dettweiler zahlt 180 Euro für eine Tonne Dünger, weniger als sein Kollege Kangwa.

Stickstoff ernährt die Menschheit. „Ohne Stickstoffdünger würde jeder Zweite von uns heute nicht auf der Erde leben“, sagt Filip Dejongh. Der Mann ist Chemieingenieur und seit 30 Jahren im Dienst der globalisierten Düngerindustrie. Wir sind nun bei ihm in Belgien, nahe der Nordseeküste, Blick auf den Hafen, einfahrende Seeschiffe, der Neubau eines Ammoniaklagers auf der anderen Seite des Hafengebäcks. Hier im Hafen von Antwerpen steht eine der größten Fabriken für Dünger. Über Silos und Schloten und Erdgasrohre dampft es im Werk des russischen Konzerns Eurochem. Ringsum stehen die Chemieanlagen des deutschen Chemiekonzerns BASF. Von hier, aus dem Hafen Antwerpen, bekommen auch Zehntausende Bauern in Deutschland den Stickstoff für ihre Pflanzen. Und vielleicht selbst Felix Kangwa – denn einige wenige Prozent der Produktion gehen auch nach Afrika. Kangwa düngt mit „Copound D“, einer Mischung aus Stickstoff, Phosphor und Kali des sambischen Importeurs Niyombo Investments Ltd. Und dieser kauft den Dünger von „Produzenten aus der EU“. Eurochem ist einer der größten.

In Antwerpen sieht man, was genau es ist, was Dettweiler und Kangwa ihrem Mais zum Wachsen geben. Man sieht, was das Getreide verzehrt, welches die sieben-einhalb Milliarden Menschen auf der Welt verzehren. Über lange Förderbänder, durch schwere Trockentrommeln, in atemberaubend großen Lagerhallen fließen, schweben und liegen sie – kleine weiße oder grün gefärbte Kügelchen, die hier auf die globale Verschiffung warten. Es ist weder reiner Stickstoffdünger, oder NPK-Dünger – Stickstoff, Phosphor und Kali. Zwar ist diese in den 1960er Jahren erbaute Fabrik längst keine Hochtechnologie mehr, sondern basiert im Wesentlichen auf Erfindungen der 1910er Jahre. Seitdem ist es möglich, große Mengen Stickstoff aus der Luft zu extrahieren. Für die Synthese braucht man sehr viel Energie, die in den ersten Jahrzehnten aus Kohle gewonnen wurde – und heute aus Erdgas.

Wenn einer der Stoffe Stickstoff, Phosphor oder Kali fehlt, ist die Ernte mager. Die Rohstoffe kommen aus Pipelines aus Russland (Erdgas) oder von den Schiffen. Filip Dejongh, der Chemiker, führt durch die Rohstofflager. Darin lagern etwa Berge aus marokkanischem Phosphatgestein. „Das sind versteinerte Mammut, sage ich immer, manchmal finden die Arbeiter darin noch versteinerte Fischzähne.“ Das ist aber nur das fossile Phosphat. Der Nachteil ist, dass dieses Phosphat endlich ist – die Schätzungen variieren zwischen 30 und einigen hundert Jahren – und dass es das Schwermetall Cadmium enthält, das schließlich auch auf den Äckern verbleibt und auf dem Teller ankommt. Deswegen mischen es Düngerkonzerne wie Eurochem mit mineralischem Phosphat, das aus Steinbrüchen in Südafrika, China oder Russland stammt. Das lagert in der Halle nebenan, grau wie Granit, fein wie Feinstaub, ganz ohne Fischzähne. In Trommeln von der Größe eines Zugwagens wird dieser Staub später mit Kalisal-

und Stickstoffen zu Kügelchen verklebt, getrocknet, in Lager gefahren, auf Schiffe gepumpt, die nach Brasilien fahren, Frankreich, Australien und China, nach Marokko oder nach Worms an den Rhein. Auch in Worms gibt es davon genug. Der Preis ist niedrig, er lag schon einmal fast doppelt so hoch.

Am Ende des Winters pappelt der Bauer die müden Böden auf, in Deutschland wie in Sambia. In Wintersheim, wo Dett-

weiler das Felder düngt, nennt Dettweiler das: Hinter dem Traktor schleppt er eines sehr frühen Februarmorgens eine Scheibenegge über die Felder und gräbt sogenannte Zwischenfrüchte ein. Sie haben Nährstoffe aus dem Boden und Stickstoff aus der Luft gebunden, sie ermöglichen, dass sich neuer Humus bildet. Und sie sollen im Winter verhindern, dass der Wind kostbare Erde davonträgt. Die Egge zerhackt sie der Luft gebunden, sie ermöglichen, dass sich neuer Humus bildet. Und sie sollen im Winter verhindern, dass der Wind kostbare Erde davonträgt. Die Egge zerhackt sie der Luft gebunden, sie ermöglichen, dass sich neuer Humus bildet. Und sie sollen im Winter verhindern, dass der Wind kostbare Erde davonträgt.

Man muss nicht düngen, um zu ernten, aber man muss düngen, um viel zu ernten. Dass Dünger wie wohl die meisten Rohstoffe der Werksleiter Filip Dejongh nennt es „integrierte Wertschöpfung“; diese Entwicklung ist paradigmatisch für die globale Düngerindustrie. Forschungsstarke Konzerne wie die BASF verlieren das Interesse an dem Standardgut. Die Produktion übernehmen Konzerne oder Staatskonzerne aus den Ländern, welche die Rohstoffquellen besitzen: Saudi-Arabien, das über Erdgas verfügt (Aramco), Marokko, der größte Besitzer von Phosphorminen (OCP), Norwegen, das Erdöl und Erdgas besitzt (Yara), die Vereinigten Staaten, die Gas wie Phosphat haben, Kanada und Deutschland für Kali. Und Russland – das hat von allem reichlich, was Axel Dettweilers und Felix Kangwas Pflanzen wachsen lässt: Erdgas, Phosphor, Kali.

Mehrmals in der Woche kommen in Antwerpen Schiffe aus Russland an, die all das bringen. Erst kürzlich eröffnete Eurochem in Russland zwei neue Kali-Minen. Die Eurochem ist ein Konzern, der seine Arbeitskraft zwischen Russland und der EU ungleich verteilt: 100 Angestellte sitzen in der Schweiz im Hauptquartier, mehrere hundert arbeiten in der Fabrik in Antwerpen und am deutschen Sitz in Mannheim. In Russland, in Minen und Fabriken, beschäftigt Eurochem 24 000 Menschen. Der Eigentümer An-

drey Melnichenko lebt auf einer Yacht. Noch Anfang der 1980er Jahre versorgte ein Oligopol aus drei deutschen Konzernen, BASF, Hoechst und Ruhrgas, den deutschen Markt. Keiner dieser drei oder ihrer Nachfolger produziert heute noch nennenswerte Mengen Dünger. Aber es gibt auch im östlichen Europa viele Hersteller, die sich mit russischem Erdgas versorgen und Stickstoffdünger in alle Welt liefern: in Tschechien und Polen, in Ungarn. Und es gibt in Deutschland eine Fabrik von Yara in Rostock. Vor Jahrzehnten gab es Dutzende. „Die Bauern wurden im Umkreis von 200 Kilometern beliefert“, erinnert sich der Geschäftsführer von Eurochem, Rudolf Graf von Plettenberg. Die Stürme der Globalisierung liefen kaum einen Schornstein stehen.

Man muss nicht düngen, um zu ernten, aber man muss düngen, um viel zu ernten. Dass Dünger wie wohl die meisten Rohstoffe der Werksleiter Filip Dejongh nennt es „integrierte Wertschöpfung“; diese Entwicklung ist paradigmatisch für die globale Düngerindustrie. Forschungsstarke Konzerne wie die BASF verlieren das Interesse an dem Standardgut. Die Produktion übernehmen Konzerne oder Staatskonzerne aus den Ländern, welche die Rohstoffquellen besitzen: Saudi-Arabien, das über Erdgas verfügt (Aramco), Marokko, der größte Besitzer von Phosphorminen (OCP), Norwegen, das Erdöl und Erdgas besitzt (Yara), die Vereinigten Staaten, die Gas wie Phosphat haben, Kanada und Deutschland für Kali. Und Russland – das hat von allem reichlich, was Axel Dettweilers und Felix Kangwas Pflanzen wachsen lässt: Erdgas, Phosphor, Kali.

Man muss nicht düngen, um zu ernten, aber man muss düngen, um viel zu ernten. Dass Dünger wie wohl die meisten Rohstoffe der Werksleiter Filip Dejongh nennt es „integrierte Wertschöpfung“; diese Entwicklung ist paradigmatisch für die globale Düngerindustrie. Forschungsstarke Konzerne wie die BASF verlieren das Interesse an dem Standardgut. Die Produktion übernehmen Konzerne oder Staatskonzerne aus den Ländern, welche die Rohstoffquellen besitzen: Saudi-Arabien, das über Erdgas verfügt (Aramco), Marokko, der größte Besitzer von Phosphorminen (OCP), Norwegen, das Erdöl und Erdgas besitzt (Yara), die Vereinigten Staaten, die Gas wie Phosphat haben, Kanada und Deutschland für Kali. Und Russland – das hat von allem reichlich, was Axel Dettweilers und Felix Kangwas Pflanzen wachsen lässt: Erdgas, Phosphor, Kali.

Man muss nicht düngen, um zu ernten, aber man muss düngen, um viel zu ernten. Dass Dünger wie wohl die meisten Rohstoffe der Werksleiter Filip Dejongh nennt es „integrierte Wertschöpfung“; diese Entwicklung ist paradigmatisch für die globale Düngerindustrie. Forschungsstarke Konzerne wie die BASF verlieren das Interesse an dem Standardgut. Die Produktion übernehmen Konzerne oder Staatskonzerne aus den Ländern, welche die Rohstoffquellen besitzen: Saudi-Arabien, das über Erdgas verfügt (Aramco), Marokko, der größte Besitzer von Phosphorminen (OCP), Norwegen, das Erdöl und Erdgas besitzt (Yara), die Vereinigten Staaten, die Gas wie Phosphat haben, Kanada und Deutschland für Kali. Und Russland – das hat von allem reichlich, was Axel Dettweilers und Felix Kangwas Pflanzen wachsen lässt: Erdgas, Phosphor, Kali.

Man muss nicht düngen, um zu ernten, aber man muss düngen, um viel zu ernten. Dass Dünger wie wohl die meisten Rohstoffe der Werksleiter Filip Dejongh nennt es „integrierte Wertschöpfung“; diese Entwicklung ist paradigmatisch für die globale Düngerindustrie. Forschungsstarke Konzerne wie die BASF verlieren das Interesse an dem Standardgut. Die Produktion übernehmen Konzerne oder Staatskonzerne aus den Ländern, welche die Rohstoffquellen besitzen: Saudi-Arabien, das über Erdgas verfügt (Aramco), Marokko, der größte Besitzer von Phosphorminen (OCP), Norwegen, das Erdöl und Erdgas besitzt (Yara), die Vereinigten Staaten, die Gas wie Phosphat haben, Kanada und Deutschland für Kali. Und Russland – das hat von allem reichlich, was Axel Dettweilers und Felix Kangwas Pflanzen wachsen lässt: Erdgas, Phosphor, Kali.

Man muss nicht düngen, um zu ernten, aber man muss düngen, um viel zu ernten. Dass Dünger wie wohl die meisten Rohstoffe der Werksleiter Filip Dejongh nennt es „integrierte Wertschöpfung“; diese Entwicklung ist paradigmatisch für die globale Düngerindustrie. Forschungsstarke Konzerne wie die BASF verlieren das Interesse an dem Standardgut. Die Produktion übernehmen Konzerne oder Staatskonzerne aus den Ländern, welche die Rohstoffquellen besitzen: Saudi-Arabien, das über Erdgas verfügt (Aramco), Marokko, der größte Besitzer von Phosphorminen (OCP), Norwegen, das Erdöl und Erdgas besitzt (Yara), die Vereinigten Staaten, die Gas wie Phosphat haben, Kanada und Deutschland für Kali. Und Russland – das hat von allem reichlich, was Axel Dettweilers und Felix Kangwas Pflanzen wachsen lässt: Erdgas, Phosphor, Kali.

Erdgas zu Essen

Wir brauchen Chemie, um satt zu werden. Die Welternährung hängt am Dünger und an russischen Rohstoffen. Davon sind auch die beiden Bauern in Sambia und Deutschland abhängig, die wir ein Jahr lang begleiten.

Von Jan Grossarth



weiler im vergangenen Jahr neun Tonnen Mais je Hektar Land geerntet hat, fehlt sonst eine Menge Nährstoff für die nächste Ernte. Der Stickstoff kommt verlässlich am Hafen an, Dettweiler hat kein eigenes Lager.

Nicht der ganze Ackerbau basiert auf Mineraldüngern aus der Fabrik. Auch organischer Dünger spielt eine Rolle. „Feldbe-



Von der Fabrik zum Bauern: Abtransport in Antwerpen, die Bauern Felix Kangwa in Sambia und Axel Dettweiler, der Dünger verlädt

Fotos Frank Röth, Chanda Chipwewe, Wolfgang Eilmes



Der Bauer Felix Kangwa Kasunde: Er wohnt in Lehm, handelt mit Limonade, ackert im Maisfeld und träumt vom Leben in der Stadt.

Foto Frank Röth

Da steht Kangwa auf der Brücke und blickt herunter in den trüben Lukulu. Der Fluss – ein guter Ort für ihn, den afrikanischen Bauern? Einer, der Wasser und Leben bringt? Nein, nicht nur. Der Lukulu nimmt das Leben. Es ist der Fluss des Todes.

Erst vor wenigen Monaten sprang zuletzt ein junger Mann aus dem Dorf in den Lukulu. Wie immer geschah es hier auf der Brücke, der einzigen weit und breit, erbaut vor wenigen Jahren von südafrikanischen Konstrukteuren. Hier, wo vom Morgen bis zur Dämmerung die Kinder sitzen und kleine Fische angeln.

Der junge Mann war von der Polizei des Dorfes über die Brücke geführt worden. Nachbarn hatten ihn der Zauberei beschuldigt, er sollte zum Gericht gebracht werden. Als sie die Brücke überquert hatten, vom West- zum Ostufer, riss sich der junge Mann plötzlich los, lief zur Mitte der Brücke und sprang. Sein Körper, wie weggezaubert, tauchte nie wieder auf.

„Der Fluss hat keinen guten Geist“, sagt Felix Kangwa. „Ich kann ja die Selbstmorde nicht mehr zählen. Es passiert jedes Jahr mehrfach.“ Felix Kangwa Kasunde lebt hier seit mehr als dreißig Jahren. Obnein kann hier kaum jemand schwimmen. Deshalb hält man sich besser fern. Auch Kangwa kann nicht schwimmen. Keines seiner sieben Kinder kann es.

Die Lukulu-Brücke hat kein Geländer. Der Lukulu ist der Ort in Nkolemumu, der sich am besten für den Selbstmord eignet. Es gibt zwar auch eine Bahnschiene, die Linie Daressalam-Lusaka, keine zwanzig Kilometer entfernt. Aber die Züge fahren selten und zu langsam. Und an der Straße stehen Händler, Wachposten, Kinder; am Lukulu lässt es sich folglich diskreter aus dem Leben treten.

Kangwa hat eine helle Seele. Er ist ein Bauer von sechsfünfzig Jahren, ein Mann der Bibel, mit Jesus und den guten Geistern. Wenn er morgens um sechs Uhr aufwacht, dankt er Gott. Wenn er abends um zehn Uhr ins Bett geht, dankt er Gott. Er dankt morgens für den neuen Tag, er dankt abends für den alten. Er nimmt seine Kinder und Enkel zu sich und betet mit ihnen. Er bittet nicht, er dankt.

Kangwa betet das Vaterunser auf Bemba und auf Englisch. Er hält die Gebote, er feiert nicht Ostern und nicht den Sonntag, sondern macht nur, was die Bibel sagt: Halte den Sabbat, bete. Er ist Adventist, seit fast dreißig Jahren, als er vom Katholizismus konvertierte. Erst Jahre später wurde er Bauer. Er heiratete eine Frau aus Nkolemumu, zog in dieses Dorf im Nordosten Sambias und befreite seine Familie mit Land und Saatgut aus der bitteren Armut.

Kangwa ist immer noch ein armer Mann, wie der Großteil der Weltbevölkerung. Er lebt mit der Natur. In dieser bäuerlichen Welt Sambias sind mythische Bilder vom Leben in den Wäldern wahr: Hühner, Menschen, wildes Wimmeln und Hütten im Wald, die aus Holz und Lehm sind. Das winzige Dorf Nkolemumu, in dessen Zentrum Kangwa wohnt, ist anders. Es hat einen Markt und Gebete, Aberglauben, Jugend, Leben, Schrott als wertvoller

sagt eine Stimme, wo die Erdnuss am gefragtsten ist. Im letzten Herbst war das der Markt von Lusaka, der Hauptstadt. Die aber ist leider zehn Autostunden entfernt und die Straße voller Schlaglöcher.

Und er hat kein Auto. Im ganzen Bezirk Nkolemumu gibt es nur fünf Autos. Kangwa muss per Anhalter fahren. Er stellt sich mit vierzig Säcken à fünfzig Kilo roter Erdnuss an die Straße, bis ein Lastwagen anhält. Die Laster fahren von Tansania nach Lusaka; sie transportieren

den, den es noch nicht gab, als er hierherzog. Er kann sich nicht nur elektrischen Strom erlauben, sondern auch ertragreiches Einmal-Saatgut und hochgeschätzte chemische Pestizide, die er ungeschützt aus einem Plastikkanister verspritzt.

Kangwa hat die Laster nicht, an denen ganz Afrika leidet: Männer, die trinken, herumlungern, von der Hand in den Mund leben. Kangwa, der Bauer, versorgt viele, weil er mehr erntet, als er braucht. Anders kennt er es nicht. Er fragt mich: „Wie ist es in Deutschland: Gibt es dort Leute, die nicht Bauern sind? Die auf Lebensmittelkäufe angewiesen sind?“ Ich bin zufällig bei ihm. Wir wollten einen typischen afrikanischen Kleinbauern kennenlernen und zusehen, wie er die Welt ernährt. Dazu mussten wir fünfzehn Stunden fliegen und fünfzehn Stunden mit dem Jeep fahren. Für Kangwa ist unsere Begegnung kein Zufall, sondern der Plan Gottes und deshalb auch eine Last, die er trägt. Wir sind aus intellektuellem Interesse hier und weil wir ein Stipendium bekommen haben.

Wie schön seine Felder sind! Der Bauer führt uns über Pfade durch Elefantengras zu Mais und Bohnen, wo alles sprießt und reift, aber man muss unterwegs immer wieder durch feuchtes Grasland. Der Lukulu speist Stimpfe und Pflanzen: Das größte Feld hat zwei Hektar: Mais. Zwischendrin eine alte Sorte Zuckerrohr. Es riecht so gut, überall singen die Tiere. Pfade führen durch Gras und Sumpf auf andere Hügel: Bohnen, Tomaten, Bananen, Zuckerrohr, Chinakohl, Eierpflanzen.

Es duftet nach dem Paradies, aber Kangwa will von hier weg. „Meistens langweile ich mich hier. Ich vermisse Fußball, Stadien, Fahrten durchs Land“, sagt er, „ich genieße es immer so, wenn ich in Lusaka bin. Das sagt auch meine Frau. Wir sind hier, weil wir arm sind.“ Auch deshalb verkauft er seine Erdnüsse in der Hauptstadt, nicht nur wegen der paar Dollar. Schon in der Bibel steht, dass es das Paradies für uns nicht mehr gibt. Die wilde Sumpfdiätle ist Kangwas Schicksal. Er trägt es, er pflügt, sät, erntet, viele harte Wochen im Jahr mit nichts als einer geschiedeten Hacke, deren Holzstiel er selbst schnitzt. Zwölf Stunden auf dem Feld, Arbeiter bezahlen, Früchte ernten, die durchaus mehr als einen Hungerlohn bringen. Er will so gern nach Kasama ziehen. „In der Stadt gibt es Inspiration“, sagt er, „man sieht es an den Kindern: Sie sind wacher und lernen Sprachen.“

Kasama ist vierzig Kilometer entfernt, keine Schönheit, eine verstreute Ansammlung von Sandstraßen, Hütten, Kirchen und Märkten. Kangwa fährt mit dem Fahrrad dahin, lässt sich im Auto mitnehmen oder läuft. Er spart seit Jahren für ein Haus in der Stadt. Die Materialien und das Grundstück würden fünf-tausend Euro kosten; bauen würde er es selbst. Erst mal muss er noch viele, viele tausend Kwacha

sparen, sein altes Haus verkaufen. Vielleicht hat er nicht mehr viel Zeit. Aber noch funktioniert sein Körper. Er hatte noch nicht mal Malaria. Bauer würde er bleiben, auch in der Stadt. „Ich würde hier ein Zimmer haben und immer für einige Wochen nach Nkolemumu zurückkehren, wenn die Feldarbeit ansteht.“ Das ist eine Utopie. Der Maispreis wird angeblich wieder fallen, auf unter sechzig Dollar je Fünfzig-Kilo-Sack. Freiheit ist unendlich teuer.

Kangwa hat einige Nachbarn, ihre Häuser sehen ähnlich aus wie seines. Neben ihm wohnt ein katholischer Grundschullehrer, der als Laie die Gottesdienste leitet. Nur wenige Male im Jahr kommt ein Priester aus Kasama. Den Hang herab lebt der Richter, ein junger Mann mit weißen Kleidern. Mit ihm spricht man schnell über die Bibel; anders als Kangwa, der seinen Glauben nicht nach außen kehrt, sprudelt die Begeisterung für Gottes Wort aus ihm heraus. Das Dorfgericht, wo er arbeitet, ist ein wichtiger Ort, es liegt eine Minute Fußweg von Kangwas Haus entfernt. Es verhandelt die Angelegenheiten der Bürger. Es untersteht nicht dem Staat, sondern dem Häuptling von Nkolemumu, der über ein Gebiet von etwa einhundert Kilometern herrscht. Er ist Großbauer und fährt einen neuen Toyota.

Im Gericht werden Fälle von Diebstahl, Nachbarschaftsfeinden und Hexerei verhandelt. Dass Hexerei existiert, stehe in der Bibel, zitiert der junge Richter aus Paulus' Galaterbrief: „Götzendienst, Zauberei, Feindschaft, Hader, Eifersucht, Zorn, Zank, Zwietracht, Spaltungen, Neid, Saufen, Fressen und dergleichen. Davon habe ich euch vorausgesagt und sage noch einmal voraus: Die solches tun, werden das Reich Gottes nicht erben.“ Der Richter sagt: „Nachbarn klagen einander oft wegen Zauberei an.“ Die Rechtsprechung in Sambia sei hart. Und jeder Bürger habe in manchen Fällen das Recht, einen Übeltäter zu arrestieren und ihn selbst der Polizei zu übergeben.

Auch Kangwa glaubt an Hexerei. Es steht ja bei Paulus. Aber er meint, sie könne einem gläubigen Christen nichts anhaben. Er hat auch andere Sorgen. Für den Bauern ist es ein Problem, dass er kaum Geld sparen kann. Das liegt an den Kosten, die er für das Maissaatgut, die Pestizide und die Nahrung für seine vielen Kinder tragen muss; die Gebühren für zwei Kinder auf der weiterführenden Schule kosten den Großteil seines Einkommens. Darauf, dass sie dann in der Stadt ein gutes Einkommen bekommen, sind Bauern wie Kangwa angewiesen. Seine älteste Tochter war Krankenschwester, ehe sie früh starb. Ein Sohn arbeitet in Lusaka.

Kangwa hat sieben Kinder. Seine erste Tochter Gift wurde 1989 geboren, doch sie starb vor zwei Jahren an den Folgen einer Hirnhautentzündung. Dann kamen Tochter Purite, Sohn Chiluba, Tochter Mu-

lenga und Sohn Kasunde, der derzeit die Sekundarschule in Mpika besuchen darf. Es folgten Tochter Mila und Sohn Katebe, der vier Jahre und etwas jünger als Kangwas ältester Enkel ist.

„Was wäre, Herr Kangwa, wenn Sie weniger Kinder hätten, nur eines? Sie würden Geld sparen, sich einen Trecker kaufen, wachsen und in Nkolemumu ein richtiger Commercial Farmer werden?“ Kangwa lächelt: „Dann würde ich vielleicht der Hexerei angeklagt werden. Es gibt einen sozialen Druck, viele Kinder zu haben. Aber wir brauchen sie auch, sie müssen mitarbeiten und uns pflegen. Wenn du ein Kind hast und es stirbt, hast du nichts.“

Am Sabbat guckt er gern Fußball. „Ich muss ja mein lokales Team unterstützen, aber ich unterstütze auch ManU und Chelsea und Teams aus Nigeria und Marokko und Ägypten“, erklärt er. Früher spielte er selbst. Kangwa war Torwart, ehe er mit Mitte zwanzig Vater wurde. Eine Verletzung durfte er dann nicht mehr riskieren, er musste ja eine Familie ernähren. Aber er liebt den Fußball immer noch. Er schaut sich die Spiele vom Klub in Nkolemumu an, der keinen Namen hat und dessen Spieler in orangenen Trikots, aber teilweise barfuß auflaufen. Die Tore haben keine Netze, die Pfosten sind aus Baumstämmen; das Gras auf dem Platz wächst stellenweise kniehoch. Die Spieler rennen mit hastigem Eifer, als hätten sie eine Woche auf den Sport gewartet.

Nach eiliger Arbeit sieht es sonst nirgends aus. Nicht in Kangwas Haus, nicht in seinem Laden; im April – vor der Ernte – auch nicht mal auf dem Feld. Im Laden ist nicht viel los, alle zehn Minuten kommt ein Kind und kauft Limonade für fünf Kwacha. Im Haus läuft oft der Röhrenfernseher: Gottesdienste aus Lusaka oder Fußball. Die Kinder machen draußen Hausaufgaben. Sie lernen chemische Strukturformeln und auf Englisch alles über HIV, Malaria und Brechdurchfall, malen die Mücke mit Kugelschreiber und Buntstift, streichen mit den nackten Füßen über den roten Sand, essen dreimal täglich Maisbrei zwischen Hühnern und unter einem Himmel, der nachts jeden Stern der Milchstraße zeigt.

Es gibt viele Schmerzen und Rückschläge. Im letzten Winter starben alle zwanzig Hühner, die Kangwa besaß, und der Hahn. Eine Seuche namens Newcastle raffte sie hinweg. Alles kostet Geld: die Schulen, die Mitgift für die Töchter. Er hat nichts als Erdnüsse und Mais, aber davon immerhin mehr als Hunderte andere in Nkolemumu. Und mehr als früher. Er hat seine Hacke, den Laden, Gottes Trost und einen Fluss, der ihn immer daran erinnert, dass sein Schicksal nicht das härteste ist.

Race to Feed the World ist ein Projekt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, gefördert durch das European Journalism Centre über dessen Programm „Innovationen im Entwicklungsjournalismus“. faz.net/feedtheworld

Kangwa

Gospel, Hexen, Feldarbeit.
Das ist die Welt des Kleinbauern.
Auch in diesem Paradies ist das Böse nicht weit.
Über einen, der trotzdem die Freiheit sucht.

Von Jan Grossarth

Rohstoff – arm, erbärmlich, doch immer auch stolz, freundlich, staunend, hoffend. Und es gibt den Fluss, der manchem die letzte Ruhe gibt.

Kangwas Haus hat ein Blechdach, das ist allerhand. Auch Strom gibt es; die nahe Hochspannungsleitung wurde vor wenigen Jahren von Chinesen errichtet. Das Haus hat drei Zimmer für die Familie: Ein Wohnzimmer, eins, in dem Maismehl lagert, und ein Schlafzimmer; Fahrräder stehen draußen. Dort kocht die Frau Nshima-Maisbrei auf dem Holzkohleöfen. Drei oder vier Häuser hat Kangwa in seinem Leben schon gebaut, aber das hier ist das beste, sagt er. Das Dach, die Stromkabel, den Elektroofen hat er mit dem Geld bezahlt, das ihm Mais, Erdnüsse und Gemüse einbrachten.

Aber das Geld gibt es nicht an der Straße. Auch der kleine Markt in Nkolemumu bringt nicht genug. Der Kleinbauer muss weiter raus, um gut zu erlösen.

Das geht so, am Beispiel der Erdnuss: Sie wächst auf einem Feld mit Kürbis, Mais und Cassava in lehmiger, schwarzer Erde, zu dem Kangwa zwanzig Minuten mit dem Fahrrad fährt. Im Mai ist die Nuss reif. Der Bauer erntet sie per Hand; sechs Kinder und zwölf Tagelöhner helfen. An drei Tagen sind die Nüsse von gut einem Hektar aus der Erde und in Stoffsäcken.

Überall an der Straße stehen die Kinder und verkaufen Erdnuss-Eimer, aber das bringt zu wenig. Kangwa ruft von seinem Handy den Agrarpreisfondienst an. Dort

Erdöl, Dünger oder gefrorene Flussfische. Mehrere in der Stunde kommen vorbei. Dann hält ein Laster und lädt die Säcke ein. Kangwa fährt für umgerechnet zwanzig Dollar im Frachtraum mit.

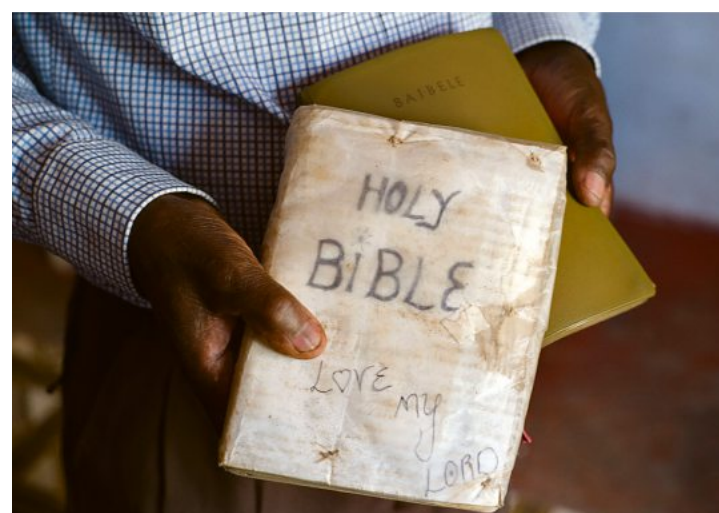
In Lusaka übernachtet er bei einem Freund. Am nächsten Tag verkauft er die Nüsse für rund zehn Dollar je Sack; etwa zwei Dollar mehr, als es in Nkolemumu gäbe. Händler aus den Nachbarländern decken sich hier ein: manche aus Zimbabwe und Namibia, andere aus dem südlichen Sambia. Das produzierende Gewerbe, zum Beispiel die sambische Erdnussbutterindustrie, tut es nicht. Die hat Farmen im Osten Sambias.

Der Kleinbauer lebt, ökonomisch und kulturell, in der Welt des Kleinbauern. Er lebt – mit Ausnahme des staatlich organisierten Maisexports – von den lokalen Märkten und denen, die mit dem Lastwagen erreichbar sind. Wie eine andere Welt ist die der Agrarfarmen, von denen es in Sambia Hunderte gibt, die umzäunt und bewacht und meist in der Hand weißer Farmer sind. „Commercial farming“ werden die hier genannt. Kangwa bewundert das. Wer tüchtig ist, wird Gott sei Dank aus der Armut herauswachsen.

Auch er ist gewachsen. Er bewirtschaftet, mit Hand- und Kinderarbeit, fast vier Hektar. Er hat einen kleinen Laden, in dem er kalte Getränke, Werkzeuge, ausgelieberte Badehosen und Krimskrams verkauft. Er war der Ideengeber des Marktplatzes mit Geschäften, Bars und Friseur-



Das ist Kangwas Leben: Das Haus, sein jüngster Sohn Katebe, die Heilige Schrift und seine Familie mit Kindern und einem Neffen. Seine erstegeborene Tochter ist schon verstorben.



Fotos Frank Röth

Das Dorf Nkolemumu beherbergt einige hundert Seelen. Es liegt im Stammesfürstentum Nkolemumu, das sich über hundert Kilometer im Flachland des nordwestlichen Sambias erstreckt und ungezählt viele Einwohner hat, vor allem Kinder. Der Häuptling heißt Nkole, und Mfumu heißt einfach nur Häuptling.

Es ist der Tag vor Ostern, dem Fest des Neuen. Vieles wird neu, vieles ist Klischee: bunte Frauenkleider, Lehm, Staub und Hitze, Maispflanzen, viele Kirchen. Vieles ist sonderbar, vieles ist gleich: Am Samstag berauschen sich, wie in Großteilen der Welt, schon vormittags fünf Männer in der Bar mit Bier, das hier aus Plastikverpackungen, wiewohl schon aus Glasflaschen kommt. Vor der Bar steht ein älterer chinesischer Spielautomat, dessen Vorderkonsole ein kalifornisches Pin-up-Girl zeigt. Die Männer schauen aus Augen, die gelb sind wie die Fingernägel eines Rauchers und durch die rote Adern fließen wie Kupferadern durch die Hügel Sambias.

Ein Marktplatz, ein Schmied, eine Bar. Es sind nur fünf, die trinken. Niemand bettelt, schon gar nicht die schüchternen, misstrauischen Kinder. Die Familien sind hier für einen verfrühten Osterspaziergang. Sie sind bunt gekleidet, manche weiß. Vor der Kirche stapeln sie Holz für das Osterfeuer. Das Osterfeuer gibt es hier seit Jahrzehnten, es kam mit den weißen Missionaren, nicht aber mit den portugiesischen Sklavenjägern des neunzehnten Jahrhunderts und schon gar nicht mit den arabischen, die hier mordend Kinder und Frauen verschleppten und auf diese Weise Nkolemumu erstmals mit anderen Kontinenten in Verbindung brachten.

Das Bier und der Strom

Hier geht es um die Welternährung. Wovon leben die Menschen in diesem abgelegenen Dorf? Vom Welthandel, oder einfach von ihren Feldern? Neu ist hier das gekühlte Bier. Man braucht dafür elektrischen Strom, einen Kühlschrank. Das Bier kommt aus Lusaka, der Hauptstadt. Von dort fährt es mit dem Lastwagen zehn, zwölf Stunden nach Kasama. Dort verkauft es der einzige Supermarkt weit und breit, die Kette „Shoprite“, oder günstiger Hunderte kleine Läden und Bars. Die Barbesitzer aus Nkolemumu fahren mit einem der fünf Autos, die es im Fürstentum gibt, nach Kasama und bringen das Bier ins Dorf. Sie haben eine Kühltruhe. Damit sind sie Zehntausende Bewohnern im Umkreis Jahrhunderte voraus. Ewig ging das Leben im Dorf auch ohne Strom. Man trocknete die Lebensmittel an der Sonne, viel verdarb, und so ist es vielerorts bis heute. Man trank warmes Bier, das die Frauen aus Mais brauten. Erst vor sechs Jahren bauten chinesische Konstrukteure im Auftrag des Staates eine große Stromleitung, sie führt am Rand des Dorfes vorbei. Der Strom kommt von Süden, den großen Staudämmen im Karibasee oder dem Sambesi. Mal fließt er, mal nicht. Dennoch breitet sich der Umgang mit elektrischen Geräten zügig aus: Bügeleisen, Handys, Radios, Smartphones und E-Mail-Adressen gibt es hier zwar noch nicht, aber auch diese technische Revolution wird wohl bald erfolgen. Die Bars am Marktplatz haben das Kühlschranksystem. Nur der Kiosk von Felix Kangwa, der hat auch eine eigene Kühltruhe.

Der Kiosk

In dem Kiosk gibt es alles, was man zum Leben braucht. Kaum etwas von dem gab es hier vor fünfzehn Jahren. Der Kiosk brachte gekühlte Limonade. Er brachte auch sehr viel Plastik, er ist das Tor zum Segen petrochemischer Fabriken in fernen Städten. Es gibt Badehosen und Prinzessinnenkleider, Haarspangen und Kinderpuppen, Kindersandalen aus Plastik. Es gibt LED-Lampen, Schulhefte und Taschenrechner, Salz und Pfeffer, Fertigsuppe und Hautcreme. Die meisten Produkte kommen aus Tansania. Kangwa sagt: „Sie sind billiger als sambische Produkte, ich weiß nicht, warum.“ Andere Artikel kommen aus China. Sambisch ist hier nur die Handcreme. Aus Kasama, der nächstliegenden Stadt, stammen nun die Eier, nachdem eine Seuche alle Hühner in Nkolemumu weggerafft hatte.

Etwa alle zehn Minuten kommt ein Kunde in Kangwas Laden. Meist sind es Kinder, die Limonade für hart erarbeitete fünfzig Kwacha, also rund vierzig Cent kaufen. Kühlung und Transport machen sie so teuer. Ein Arbeiter bekommt ja bloß zwei, drei Euro für einen Tag auf dem Feld. Limonadetrinken ist Verschwendung. „Fünfzig bis zweihundert Kunden habe ich am Tag“, sagt Kangwa, der im Hauptberuf Bauer ist, „sie kommen nicht nur aus dem Dorf, sondern aus zwanzig, dreißig Kilometern Entfernung.“ Der nächste Kiosk liegt siebzehn Kilometer entfernt in der katholischen Mission Mulobola, aber die Waren dort sind etwas teurer. Das wissen die Leute. Kangwas Gewinnspannen sind minimal. An einem Schulheft verdient er umgerechnet vier Cent. Er kauft sie in der Stadt Kasama. Die Kombination aus Maisanbau und Arbitrage ermöglicht ein Leben, das eher besser wird als schlechter.

Der Marktplatz

Nkolemumu ist nicht wie ein deutsches Dorf, es ist die Miniatur einer Stadt. Hier gibt es Schule, Gericht, Polizei, Läden, Handwerker, Kirchen; hierher pendeln die Leute aus ihren Subsistenzwirtschaften. Es ist ein Ort der Begegnung, ein kultureller Magnet, ein Versprechen. Der Marktplatz ist der Berührungspunkt des Dorfes zur Welt. Kulturell, finanziell, energetisch, stofflich. Es ist der Ort des Austauschs, des Handels. Jeder kleine Laden bringt Hoffnung auf Emanzipation

vom Feld, dem Clan und der Armut. Ein Bauernsohn darf jetzt Frisör sein; vierzig Cent pro Haarschnitt, fünfmal am Tag.

Der elektrische Strom brachte dem Dorf auch Musik aus fetten Plastikboxen, zuvor gab es nur Lieder aus Menschenmündern und kleinen Batterieradios. Seit sechs Jahren ist das anders, und es geht Kangwa ehrlich gesagt sehr auf die Nerven. Aus den Lautsprechern der Bar, die zwei Häuser neben dem Kiosk auf dem Marktplatz steht, pulsiert bunter Gospel. Er ist im Dorf zu hören und darüber hinaus, in jeder Gasse, in den Gärten, vor den Kirchen: „Jesus, Son of David, have mercy on me.“ Felix ist ja gläubiger Christ, aber es ist ihm zu laut, und es geht von morgens bis Mitternacht.

Düfte und Blumen

Nkolemumu hat eine wunderbare Würze, die sich je nach Tageszeit, Feuchte und Sonnenintensität verändert. Die Akazien und der rote Sandboden, auf dem sich stellenweise Pfützen von den Niederschlägen der Nacht gebildet ha-

ben, tragen dazu bei. Es ist ein Hauch von Urin, von menschlichem Schweiß; manchmal aufdringlich, aber selten störend. Überall laufen Hühner; ihre Dauen, ihr Kot, der Staub, den sie aufwühlen, mischen sich in die Luft. Die Vegetation erfüllt die Luft mit Düften: Kabanga Sheshe, eine Art Lavendel. Sensesle, das weiß blühende Gras. Ichitungulu sieht aus wie wilder Mais; an den Wegen steht meterhohes Elefantengras (Imisanse) und hohe Farne, die Uluputu heißen. Viele Arbeiter stehen an der Hauptstraße und auf den Wegen, an den Pfaden im Sumpf, die Kindern der Schulweg sind oder Erntehelfern der Arbeitsweg, und bekämpfen das wuchernde Gras ständig mit Sensen. In der Luft pfeift Insala Bubeushi, ein Vogel, der Ameisen frisst.

Die Pilzsammlerin

Aus den lichten Wäldern, fünf Kilometer vom Dorf entfernt, kommt eine Pilzsammlerin. Am Weg begegnen wir ihr. Links vom Weg sind Felder, wo Kürbis, Erdnuss, Mais und Cassava durcheinander-

wachsen. Rechts vom Weg lebt eine Familie so, wie hier alle leben, seit vielen hundert Jahren. Zwei Lehmhütten im Wald. Eine zum Schlafen, eine für das Getreide. Dampf über dem Kohleofen draußen, Maisbrot, natürlich Hühner. Diese Hütten sehen aus wie aus einer Phantasie von Henry Thoreau. Sie sehen aus, wie wir uns als Kinder ein Leben im Wald vorgestellt haben. Wie eine Idee romantischer Ökologie: im Schoß der Natur, im Kreislauf jedenfalls, mit ihr stofflich und emotional verbunden. Aber die Pilzsammlerin will weg von hier und schnell ins Dorf gehen, von dem sie sich einige Geldscheine verspricht. Auf dem Kopf trägt sie einen Korb, in den Händen zwei Eimer, darin der Waldpilz Munya sowie Chitondo, das sind Pfifferlinge. Fünf Stunden war Violet Katongo sammeln, vielleicht auch acht Stunden. Sie verkauft die Pilze dann in der Markthalle.

Die Markthalle

In der Mitte des Marktplatzes steht die Markthalle, die aus Holzträgern und ei-

nem Dach aus Ästen besteht. Hier gibt es die Lebensmittel. Violet Katongo verkauft die Pilze am äußersten Stand. Ein kleiner Eimer kostet zwei Kwacha, das sind etwas weniger als zwanzig Cent. Nebenbei verkauft Astrida Malama, fünfundvierzig, Tomaten. Vier Stück kosten so viel wie ein Eimer Pilze. Das verstehe, wer will. Sie kommen nicht von Kangwa oder aus dem Dorf, sondern von der Genossenschaft Mapapos. Dort kauft die Händlerin alle drei Tage einen Sack Tomaten für etwa fünfzehn Euro. „Etwa zehn Prozent verkaufen“, meint die Händlerin, den Rest verkaufe sie. An solche Händler verkaufen die meisten Bauern ihr Gemüse.

Die Felder und Gemüseärten

Etwas Land besitzt jeder, und in allen Gärten wächst etwas Mais, Soja oder Gemüse. Die Bauern haben ihre Felder, und sie haben Gemüseärten draußen auf den Hügeln, die von Sümpfen umgeben sind. Sie verkaufen an Händler: teuer, wenn das Angebot gering ist – billig, wenn Erntezeit ist und es Tomaten, Eierpflanzen

und Süßkartoffeln in großen Mengen gibt. Kangwa zum Beispiel bekommt fünfzehn bis zwanzig Euro für einen Sack Tomaten, zehn Cent für einen Chinakohl, vier Euro für einen Sack Süßkartoffeln, zwanzig Cent für einen Plastikbeutel Eierpflanzen. Alle Samen kaufen die Bauern im Agro-Shop, mit Ausnahme von Chinakohl und Rape, einem Gemüse, das die Sambier oft zum Maisbrot essen und dessen Samen die Bauern selbst züchten.

Der Agro-Shop

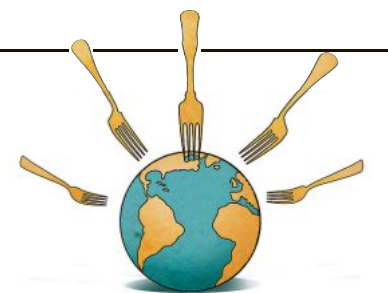
Razerous Katongo, selbst Farmer auf einem Hektar Land, ist Eigentümer des Agro-Shops, der direkt am Marktplatz liegt. Alle Bauern kaufen bei ihm – nur den Mais nicht, dessen Produktionskette staatlich organisiert ist. Also: Tomatensamen, F1-Hybride, African Seed Company (Tansania). Die Zehn-Liter-Pestizidspritze aus Plastik (China). Eierpflanzen-Samen für einen acht Hektar, achtzehn Euro (Zambian Seed Company). Wichtig noch: das Insektenvernichtungsmittel „Bolt 315,4%“ (China). Wirkstoff: „Chlorpyrifos & Lambda-Cyhalothrin“. Wenn dieses Mittel fehlt, kann der Armeewurm ganze Felder abfressen. In Dörfern, die keinen Agro-Dealer wie Razerous Katongo haben, fliegt bei Bedarf die sambische Armee ein und sprüht das Insektizid aus Flugzeugen. Bei Razerous Katongo zahlen die meisten mit staatlichen Gutscheinen. Wer die erhält, entscheiden lokale Genossenschaften.

Der Palast und das Gericht

Die Chefs der Genossenschaften sind mächtig, noch mächtiger ist der Häuptling. Der Palast des Häuptlings Nkole ist nicht zu sehen, er liegt versteckt weit hinter einer für die meisten Besucher verschlossenen Schranke. Nkole steht auch den Bürgermeistern der vielen Dörfer im Stammesfürstentum vor. Er verteilt nach alter Sitte die Landnutzungsrechte an Bauern, an Investoren aus arabischen Ländern oder aus China. Er fährt einen silbergrauen Toyota, hat zehn Minister und sitzt dem lokalen Gericht vor, das Fälle von Diebstahl und Hexerei verhandelt. Auch das Gericht ist nahe dem Marktplatz zu finden. Der Richter, ein junger Mann in Weiß, erzählt von der Hexerei: „Es gibt schwarze Magie. Schadzauber mit Haaren des Opfers sind sehr gefährlich. Wir verhandeln zehn, zwölf Fälle am Tag, oft geht es um Schadzauber.“ Nachbarn klagten einander öfters an. „Es gibt schwarze Magie. Es gibt Hexen. Das steht ja bei Paulus in der Bibel“, sagt er.

Die Kirchen

„Der Name Jesu ist gut! Er gibt mir Freude – Halleluja!“ Der Gospel vom Marktplatz ist auf dem Vorplatz der katholi-



Race to Feed the World

Ein Projekt der F.A.Z. Gefördert durch das Programm „Innovationen im Entwicklungsjournalismus“ des European Journalism Centre. faz.net/feedtheworld

schen Kirche gut zu hören. Frauen in Weiß singen hier aber auch selbst. Der Priester kommt im Kleinwagen. Er ist nur dreimal im Jahr hier. Ein großer, dürrer älterer Mann lässt sich von ihm segnen; der Körper des Mannes macht eine zuckende, schlängelnde Figur. Der Mann schaut zum Himmel, öffnet die Augen weit und strahlt wie entrückt. Vielleicht ist er krank, vielleicht wieder gesund. Das Osterfeuer wird entzündet, es wird Nacht. Der Gottesdienst beginnt mit einer Stunde Verspätung, weil so viele ihre Sünden beichten müssen. Drei Stunden Gottesdienst, am nächsten Morgen wieder drei Stunden und dann an jedem Sonntag und mehrmals in der Woche. Drei Stunden, und die Kinder sitzen ohne Murren still. Stille wechselt sich mit Trommeln und Gospel und Tänzen ab. Für viele heilige gibt es in der Kollekte eigene Spendenboxen. Ich spende dem Heiligen Antonius. Das arme Kind in der Vorderreihe schaut mich an wie einen Hexer. Es gibt in Nkolemumu mehrere Kirchen. Die Adventisten zelebrieren auch Teufelsaustreibungen. Die Gemeinde betet, alle gemeinsam, für die Sünder, und es kann sein, dass die bösen Geister aus deren Mündern herausströmen, schreiend, brüllend, zuckend wieder in die Luft fahren und sich in irgendeinem Tier, im Fluss oder in einem Menschen wieder einnisten, um die göttliche Schöpfungsordnung von Neuem ins Ungleichgewicht zu bringen.

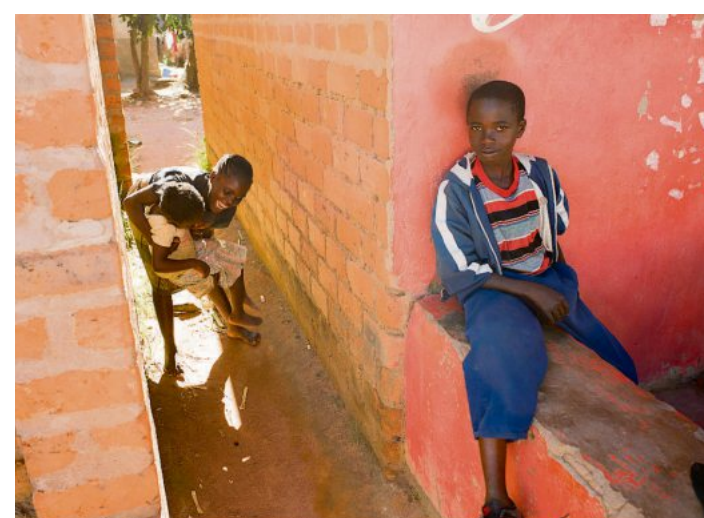
In der Nacht

Um acht Uhr schlafen die Kinder, um neun Uhr die Bauern. Aber seitdem der elektrische Strom ins Dorf fließt, ist das manchmal anders. Jetzt gibt es Glühbirnen und Röhrenfernseher. Wer einen hat, schaut internationalen Fußball, Bollywoodfilme und weltpolitische News. Wichtig ist das Abendgebet. Und wenn die Kinder schlafen, geht der Dank an Gott weiter, denn die Gospel vom Marktplatz dringen durch die glaslosen Fenster. Dann lernen manche Kinder im Licht der Glühbirnen noch Rechnen und Englisch. Die besten Schüler dürfen von einem Leben in einer Stadt träumen. In einer großen, florierenden sambischen Stadt.

Nkolemumu

Ein Dorf in Afrika. Tomaten, Pilze, Plastikflaschen. Wovon lebt es noch? Und wie ist es mit der Welt verbunden, ganz ohne Internet? Von einem lauten Ort, an dem sich das Leben leise wandelt.

Von Jan Grossarth und Frank Röth (Fotos)



Landlust: Der Fußballclub Nkolemumu spielt auf Sand. In der Markthalle gibt es bunte Kleider, getrockneten Fisch und den Agrarhändler Razerous Katongo (im roten Hemd). Nur am Marktplatz sind die Gassen eng, dann beginnen schon die Felder. Luftbild Daniel Blum

Menschen und Hühner in Nkolemfumu

Wir waren in Afrika.
Wir wollten zum
Häuptling. Er wollte
zwei Hühner.
Wir kauften sie ihm.
Und scheiterten.

Von Jan Grossarth

In Sambia gibt es zwei Arten von Huhn. Die eine heißt „Broiler“, die andere „Village Chickens“. Broiler sind die Hühner, die schnell den Hunger der Menschen stillen, und der Hunger in Sambia ist groß. Village Chickens hingegen sind die Hühner, mit denen die Menschen ihre Dörfer, ihre Gärten, ihr Leben teilen. Sie laufen frei herum und leben meist ein, zwei Jahre, che sie in der Suppe enden.

Broiler sind mattweiß, fett und etwas träge. Die Federn der echten Hühner glänzen bunt. Broiler watscheln satt und dumm durch die Gegend, die echten Hühner springen freudig und schlank.

Wer das nicht glaubt, muss auf den Markt der Provinzstadt Kasama fahren, im Nordosten von Sambia.

Aber warum eigentlich?

In unserem Fall war es so: Wir waren als Reporter in einem Dorf etwa eine Autostunde entfernt von der Grenze zu Tansania, weil wir dort recherchieren wollten über das Leben der Bauern. Es war wichtig, dass wir mit dem Häuptling sprechen konnten. Deshalb informierten wir uns über ihn. Er sei ein mächtiger Mann, sagten die Leute am Marktplatz. Er heiße Nkolem, das Dorf sei nach ihm benannt, Nkolemfumu, ach was: die ganze Provinz – „Chiefdom of Nkolemfumu“.

Er sei ein mächtiger, großer Landwirt. Er herrsche über ein Gebiet von gut einhundert Kilometern im Durchmesser. Der Häuptling ist der formale Eigentü-



Foto Frank Röth

mer des Landes. Er teilt es den Bauern zu oder nimmt es ihnen. Der Häuptling steht auch dem Dorfgericht vor, das über Fälle von Scheidung, Diebstahl und Hexerei urteilt. Dieses mit dem staatlichen Rechtswesen komplex verknüpfte System hat lange Tradition und lebt in Sambia und anderen Staaten Afrikas in ländlichen

Gegenden fort. In der Hauptstadt Lusaka gibt es sogar ein Abgeordnetenhaus, in dem die größten Chiefs Sambias sitzen.

In der Bar am Marktplatz des Dorfes trafen wir am Nachmittag einen jungen Mann. Er trug ein violettes Seidenhemd, er war besser gekleidet als die anderen Menschen im Dorf. Er trank schon die

erste Flasche Bier („Mosi – vitalisierend wie die Viktorialafale“). Denn es war Ostern. Und der junge, wohlgekleidete Mann hatte zwei weitere Flaschen Mosi Lager zum Mitnehmen in eine Plastiktüte gesteckt. Er wurde uns als der Neffe des Häuptlings vorgestellt. Er erzählte uns Folgendes:

Um einen Termin beim Häuptling zu erhalten, sollte man ihm als Geschenk zwei Hühner bringen, einen Sack Weizenmehl, zweieinhalb Kilo Bratöl.

Die Hühner zu beschaffen war die schwierigste Aufgabe, denn der Häuptling wünschte sich nicht Dorfhühner, die es hier überall gab. Er wünschte sich Broiler, zwei lebende Broiler.

Bevor wir zurück in die Stadt fuhren, in unser Hotel, bevor wir Bratöl und Weizen kauften, baten wir den Neffen um Anmeldung unseres Besuchs beim Häuptling am kommenden Tag um elf Uhr. Er versprach, dies auszurichten.

Morgens war der Markt von Kasama erst von wenigen besucht. Es roch nach Fett, Fischen und Urin vom Vortag, nächtlicher Regen hatte Pfützen und Schlamm hinterlassen und brachte die Gerüche in den Gassen zum Schwingen. Die ersten Elektronikhändler drehten die Boxen auf, Gemischtwarenhändler kramten chinesische Gartengeräte vor ihre Läden. An einem Platz wurden die lebendigen Tiere verkauft, die wir begehrten.

Wir wurden schnell bei Joseph Muma fündig. Er ist 45 Jahre alt, gebürtig aus dem Kupfergürtel in Nordsambia, Vater von sieben Kindern, christlich. Er verkauft auf dem Markt morgens die Hühner, die er in einem kleinen, selbstgebauten Stall züchtet. Ein Dutzend Hühner bietet er an, Broiler, mattweiß und zumeist karg befedert.

Vital sahen sie schon hier auf dem Markt nicht aus, es waren ja eben auch Broiler: Nackte Stellen im Federkleid, wohl vom gegenseitigen Federpicken. Manisch nervöse Kreaturen, hässlich und herrschsüchtig. Sie watscheln rastlos durch ihre Käfige, Holzkonstruktionen auf Stelzen, hüfthoch und von Drahtzaun umspannt. Wir wurden handelseinig. Dann wählten wir die Hühner, die am wenigsten demoliert aussahen. 45 Kwacha oder etwa 3,80 Euro kostet ein Broiler, wir kauften zwei. Muma packte sie beim linken Flügel, schnürte ihre Krallen eng zusammen, steckte sie in eine schuhkartongroße Pappschachtel, in die er zwei Löcher gerissen hatte, aus denen die blauäugigen Tiere ihre Häuse streckten und mit ihren erbarmungswürdigen Schnäbeln nach Luft schnappten.

Muma erzählte vom Geschäft mit dem Huhn: Es ist gar nicht so anders als in Westeuropas Massenhühnerindustrie, sehr arbeitsteilig. Die Küken für seine Broiler kommen mit einem Lastwagen, sie haben zehn Stunden Fahrt hinter sich, wenn sie in Kasama ankommen. Hier kauft der Züchter ein Eintagsküken für 6 Kwacha. „In Lusaka, wo die Brüterei-fabrik ist, ist es billiger, da kosten sie 4 Kwacha.“ Das weiß er, weil er eine Hotline für Farmer angerufen hat, die aktuelle Preise für Eintagsküken, Kraftfutter und lebende Broiler durchragt. Manchmal lohnt es sich, in die nächste Stadt zu fahren und dort Küken einzukaufen.

Die eintägigen Broilerchen kommen vom Konzern Zambeef, es sind Hybrid-

küken, die extrem schnell wachsen. Der Bauer kauft von Zambeef auch das Kraftfutter: „Starter“ für die ersten Tage, „Grower“ für das schnelle Wachstum, „Finishing“ für die letzten Tage vor der Schlachtung. Vermutlich sei darin weniger Chemie, meint der Bauer, ohne diesen Gedanken näher zu erklären. Sein unternehmerisches Kalkül ist wie folgt: Alles in allem mästet er in seiner kleinen Massentierhaltung 150 Broiler, mit jedem verdient er umgerechnet 50 Cent; an guten Tagen verkauft er zwanzig, dreißig am Tag, an schlechten fünf; dann, wenn die Leute am Monatsende ihr Gehalt aufgebraucht haben.

Mit den „Village Chickens“ ist es völlig anders als mit den Broilern. Sie kommen aus den Dörfern. Hier gibt es keine Lieferkette und keine Industrie. Die Küken schlüpfen im Dorf, die Hühner leben ein Jahr oder zwei im Dorf, sie sind wie eine natürliche Geldanlage der vielen Millionen Kleinbauern. Nur wenn sie Geld brauchen, zum Beispiel für die Schulen ihrer Kinder, verkaufen sie einige „Village Chickens“ an einen Händler. Das erzählt ein anderer Verkäufer, zwei Stände von Muma entfernt. Er verkauft „Village Chickens“. Ihre Federn glänzen in der Morgensonne. Der Mann mästet die Tiere nicht, sondern kauft sie vom Händler. Er zahlt für einen Hahn 80 Kwacha, und er verkauft ihn für 85 Kwacha weiter. Wir nehmen einen, den unser Mann in einem kleinen Pappkarton aushändigt.

Dann fuhren wir zum Häuptling. Auf halber Strecke ins Dorf befreiten sich die Hühner, deren Transportbehälter im Kofferraum lagen. Zum Glück wusste unser Übersetzer, wie man mit Hühnern umgeht; er packte kräftig zu, es gab kurzes, überriechendes Gezappel; schließlich war der Karton, der auf einigen Stangen Zuckerrohr lag, mit zwei Gummistiefeln fixiert.

Dann erreichten wir Nkolemfumu. Nun würde sich der Häuptling sehr freuen müssen. Aber es kam anders.

Leute am Marktplatz informierten einander, dass wir zum Chief wollten, und so geriet die Information auch an Ignatius Warlya. Er trug Lederschlapput und ein weißes Shirt. Ernst trat er auf uns zu und gab uns die Hand. Er wurde uns vorgestellt als Minister des Häuptlings. Ignatius Warlya erzählte, er arbeite seit achtzehn Jahren für den Häuptling und sei einer von zwanzig Ministern. Der Häuptling habe auch mehrere sogenannte Indunas, Berater. Außerdem zählten zwei staatlich geprüfte Hexenermittler zu seinem Fachpersonal.

Der Häuptling verlangt von den Bauern keine Abgaben für das Land. Es ist aber üblich, freiwillig etwas zu geben, erzählten die Leute im Dorf: Hühner in der Regel. Ich fragte mich, was der Häuptling mit all den Hühnern machte. Es gibt in seinem Herrschaftsbereich ja Zehntausende Bauern. Aber der Häuptling hat auch mit mächtigeren Interessengruppen zu verhandeln; zum Beispiel hat er zu entscheiden, ob Investoren Land bekommen: saudische Agrarinvestoren, chinesische Bauern. Oder ob westliche Hilfsorganisationen ins Land dürfen. All das steht in der Macht des Häuptlings von Nkolemfumu, der sich von uns zwei Broiler wünschte.

Der Minister wies uns an, einige hundert Meter weiterzufahren; vor einer Schranke hielten wir. Das sei das Haus des Häuptlings. Wir hätten zu warten.

Nun, während die Hühner hinten röchelten und nach Soja, Federstaub und Kot stanken, erlähmte die Zeit. Nichts passierte. Es gab Probleme. Schließlich kam der Minister auf das Auto zu und blickte auf den staubigen Boden. Er öffnete die Tür, sagte, der Häuptling sei nicht da. Seine Frau sei zwar im Haus. Aber sie verwehre uns den Eintritt, weil sie nicht informiert worden sei. Sie habe von unserem Anliegen aus anderen Quellen gehört, aber habe persönlich informiert werden wollen. Sie sei beleidigt. Keine gute Situation. Der Minister ging.

Und die Hühner?

Die Broiler brachten wir schließlich zu einem Kleinbauern, einem armen, freilaufenden Mann mit vielen Kindern und harter Arbeit. Der packte sie aus und setzte sie behutsam auf schattigen Grund. Sie wirkten sehr verstört und blieben im Sand sitzen. Dort tranken sie manchmal aus einer Schüssel, die ihnen der mitfühlende Bauer vor ihre Schnäbel gestellt hatte. Über Stunden beobachtete ich sie: Sie röchelten, und wenn sie versuchen aufzustehen, knickten sie schnell wieder zusammen. Der Körper war zu schwer. Oder die Beine waren zu dünn. Irgendetwas passte nicht.

„Ja, so sind die Broiler“, sagte der Kleinbauer mitleidvoll.

Und er sagte: „Ich halte sie immer eine Woche, bevor ich sie schlachte. Wegen der Gesundheit. Sie sind voller chemischer Wachstumsförderer, die müssen sie erst herauschwitzen.“ Es sei interessant, wie sich das Verhalten der nur an relative Dunkelheit und Kraftfutter gewöhnten Tiere verändere in der Woche. Sie verhielten sich, sagte der Bauer, am Ende fast wie normale Hühner. Sie begannen, selbst Futter zu suchen, sie pickten nach Käfern, sie spielten. Sie würden dann integriert in die Gruppe der „Village Chickens“.

Sie brauchen, wenn sie einmal frei sind, gar nicht mehr gefüttert werden, sondern fressen, was sie finden. Sie fressen Würmer. Und ihre Federn, die werden schneeweiß und beginnen zu glänzen. Und gerade dann, wenn sie richtige, integrierte Hühner sind, werden sie geschlachtet. Denn, ja, das war ihr Zweck und der Zweck der Wochenkur: die Entgiftung. Es ist, mit anderen Worten, gar nicht vor allem eine Frage der Genetik, sondern der Kultur. Es geht nicht um das Elternhaus, sondern um die Position in der Fresskette. Genauer: darum, ob das Huhn ein Teil der Fresskette ist oder ob es außerhalb lebt.

Plötzlich, für einen Augenblick, sahen wir am Nachmittag den Häuptling. Es war, als wir vom Fluss Lukulu zu den Maisfeldern draußen in den Sümpfen spazierten. Über eine Staubpiste, die durch das Dorf Nkolemfumu führt, rollte ein silbergrauer, ziemlich neuer Toyota-Jeep. Darin saßen junge Frauen, ein Mann. Sein Gesicht konnten wir nicht erkennen. „Das war der Häuptling“, sagte unser Übersetzer.

Der Kleinbauer hat uns fest versprochen, alles dem Häuptling zu überreichen: den Sack Weizen, das Bratöl und die erbarmungswürdigen Hühner. Ich weiß, dass der Bauer, ein strenggläubiger Christ, nicht lügt.

KOMPAKTES WISSEN FÜR KLUGE KÖPFE

Die wichtigen Themen. Kompakt aufbereitet und eingeordnet.

NEU
JETZT AUCH
ALS DIGITALE
AUSGABE



Apple, the Apple Logo und Padma sind Trademarks of Apple Inc., reg. in the U.S. and other countries. App Store is a Service mark of Apple Inc.



• Jeden Freitag neu auf fazwoche.de oder am Kiosk
• Digitale Ausgabe ab 20.00 Uhr am Vorabend verfügbar
• Download der digitalen Ausgabe in der App F.A.Z. PLUS

F.A.Z. WOCHE

JETZT GRATIS TESTEN AUF FAZWOCH.DE